
Slavische
Märchen.
In deutscher Bearbeitung
von
Amélie Godin.



Slavische Märchen

Slavische Märchen.

In deutscher Bearbeitung

von

Linz Godin

Amélie Godin.

Mit 6 Bildern von Julius Schnorr.

Leipzig.
Verlag von Emil Berndt.
1878.

Vorwort.

Durch alle Lande geht ein tief verwandter Zug — mag uns derselbe nun aus dem ernsten Antlitz der Geschichte, aus dem phantasievollen der Sage oder mit dem holden Kinderangesicht des Märchens grüßen, das so tiefsinnig blickt und zugleich mit lächelndem Munde erzählt, was nimmer vergessen wird — es ist überall derselbe Zug echt menschlicher Zusammengehörigkeit, derselbe frische Quell jener Volks-Poesie, welche sich in tausend funkelnden, labenden Perlen ergießt.

In den Blättern, die sich hier dem Hause und der Familie bieten, schreitet das ewig junge Märchen aus fremden Gauen in unser deutsches Heimathland herüber und hofft auf freundlichen Willkommen! Es singt fremdartige Weisen, aber sie erklingen in dem vertrauten Ton, der von je Alt und Jung zum Horchen gelockt — gleich einer Waldblüthe

erscheint es, ganz durchdrungen vom Duft und Odem des ureigenen Bodens! Was sich das russische und polnische Volk in den Hütten seiner Steppen erzählt, was die Mutter dem Kinde, die Amme ihrem Pflegling dort auf den Veranda's der Schlösser berichtet, erzählen wir mit so viel Treue nach, als wir vermögen. Nur da, wo sich der kraftvolle Ausdruck bis zum schauerlichen steigerte, wo farbenreiche Phantasie allzu üppige Ranken trieb, erlaubt sich die deutsche Bearbeitung mitunter etwas zu kürzen, zu mildern oder durch wenige dazwischen gestreute Worte dem kindlichen Verständniß zu Hülfe zu kommen.

Das Neue pflegt zu locken, nur das Schöne und Gute weiß aber zu fesseln — wir hoffen auf Beides, denn ein kräftiger sittlicher Hauch mischt sich mit dem würzigen Aroma der fremden Blüthen, welche wir hier in die Hände der Eltern legen — die Kinder werden sie lieben!

Die Zauberflöte.

Mit Bild.

Es war einmal ein altes Pärchen, Mann und Frau, die wohnten einsam in ihrem Häuschen, das ungefähr hundert Schritte vom Dorfe entfernt stand. Weil sie kein Kind hatten, weder Sohn noch Tochter, wurde ihnen manchmal die Zeit recht lang. Da sagte der Alte eines Tages zu seiner Alten: „Jetzt weiß ich, was ich thue!" und somit ging er hinaus auf die beschneite Landstraße, denn es war Winterzeit, nahm eine Hand voll Schnee, machte daraus einen festen Schneeballen und legte ihn auf den Kachelofen Dann deckte er ihn mit Pelzwerk zu und wartete. Als er nach einem Weilchen nachschaute war aus dem Schneeballen ein kleines Mädchen geworden, das lag da ganz weiß und weich und die Alten gaben ihm den Namen: Schneeweißchen. Sie waren so froh wie noch nie in ihrem Leben, weil sie nun doch auch ein Kindchen hatten und nicht mehr so allein zu wohnen brauchten.

Schneeweißchen wuchs und wuchs. Einmal, als sie schon ziemlich groß geworden war, ging sie mit anderen Mädchen in den Wald, um Beeren zu holen und die Mädchen wetteten mit einander: wer die meisten Beeren pflücken würde, sollte von Vater und Mutter ein rothes Kleid geschenkt bekommen und auch zuerst heirathen.

Als sie gegen Abend Alle wieder an dem Orte zusammen kamen, den sie verabredet hatten und ihre Körbe vorzeigten fand sich, daß Schneeweißchen die meisten Beeren gepflückt hatte. Die Andern gönnten ihr aber nicht, daß sie die Wette gewonnen haben sollte, fingen an mit ihr zu zanken und Eine schlug nach ihr.

Da fiel Schneeweißchen um und rührte sich nicht mehr und auf einmal merkten die Mädchen, daß sie todt war, ganz todt. Sie bekamen große Angst und fürchteten sich vor Strafe, wenn das heraus käme und nachdem sie sich unter einander beredet hatten, beschlossen sie, Schneeweißchen gleich auf der Stelle heimlich zu beerdigen, damit kein Mensch erführe, was geschehen sei.

Sie gruben unter einem Tannenbäumchen, das nahe am Waldbächlein stand, ein Grab, legten Schneeweißchen hinein, warfen Erde in die Grube und stampften den Boden mit ihren Füßen wieder eben. Dann gingen sie in das Dorf zurück.

Als sie am Häuschen des Alten vorbei kamen



Die Zauberflöte.



schaute dieser zum Fenster hinaus und frug: „Wo ist denn mein Schneeweißchen?“

„Wir wissen nicht wo sie hingekommen ist,“ sagten die Mädchen; „sie ist einen andern Weg gegangen als wir, vielleicht hat sie sich verirrt. Wir haben sie überall gesucht und nach ihr gerufen, aber sie war nirgends zu finden; da sind wir zuletzt fortgegangen, denn die Sonne neigte sich, und wir konnten doch nicht im Walde übernachten.“

Der Alte machte sich gleich auf den Weg sein liebes Töchterchen zu suchen. Er rief und rief, sie antwortete nicht; so ging die lange Nacht herum und auch der nächste Tag. Da waren die zwei armen Alten sehr betrübt, weinten und klagten in großer Sehnsucht, aber es half nichts, Schneeweißchen kam nicht wieder.

Inzwischen war auf ihrem Grabe am Rande des Waldbaches Schilfrohr aufgewachsen, das grünte und stand hoch und kräftig da. Eines Tages kam ein Fuhrmann vorüber, der Salzsäcke auf seinen Wagen geladen hatte, und als er das starke Schilf sah, schnitt er sich ein Rohr davon ab und machte sich daraus eine Flöte. Bald nachher, als er in die Nähe des Dorfes kam, fühlte er großen Durst, hielt darum vor dem Häuschen der zwei Alten an und bat um einen Trunk. Sie brachten ihm einen Becher voll Meth hinaus und luden ihn ein sich im Hause auszuruhen und mit ihnen zu essen.

Nachdem sich der Fuhrmann gelabt hatte, sagte er: „Jetzt will ich Euch zum Dank etwas auf meiner Flöte vorspielen.“

Er fing an zu blasen und die Alten hörten zu, da klang die Flöte so:

„Dumm, dumm, dideldum!
Liebster Vater, Mutter meine,
Wißt Ihr auch warum ich weine?
Wißt Ihr, daß die Mädchen haben
Wegen der Beeren mich umgebracht,
Unter dem Tannenbäumchen begraben
Und die Erde fest gemacht,
Mit den Füßen gestampft rund um?“

Das klang so wehmüthig als sollte Einem dabei das Herz zerspringen und als der Fuhrmann aufhörte zu blasen sagte der Alte zu ihm: „Zeige mir doch einmal Deine Flöte!“ Als er sie in der Hand hielt betrachtete er sie rings herum und sagte dann: „Das ist merkwürdig! diese Flöte ist aus Schilfrohr gemacht und doch spricht sie Worte wie ein lebendiger Mensch! Wenn Du sie mir schenken willst, Fuhrmann, so gebe ich Dir dafür Alles was Du haben willst!“

„Du hast mich bewirthet,“ antwortete der Fuhrmann, „so ist sie bezahlt; behalte sie nur!“ — Damit setzte er sich wieder auf seinen Wagen und fuhr weiter.

Da sprach der Alte zu der Alten: „Ich bleibe

dabei, das ist ein Wunder! Was meinst Du, sollen wir nicht die Flöte entzweibrechen und schauen was inmitten ist?“

Er that so und in demselben Augenblick, als er die Flöte auseinander brach, sprang das Mägdlein Schneeweißchen ganz lebendig daraus hervor. Da freuten sich die Alten über die Maßen und alle Drei fingen wieder an vergnügt mit einander weiterzuleben wie früher, und ihr voriges Geschäft zu betreiben. Das bestand aber darin, daß der Alte Schlafhäubchen zuschnitt und die Alte sie mit Schneeweißchens Hülfe zusammennähte. Dein Nachtmützchen haben sie auch gemacht!

Das Märchen ist aus, es giebt nichts weiter zu erzählen.

Vogelsprache.

In einer Stadt wohnte einmal ein Kaufmann mit seiner Frau, denen bescheerte der liebe Gott einen Sohn und als dieser anfing zu sprechen, fand sich, daß er viel gescheiter war als andere Kinder seines Alters.

Eines Tages saßen Vater, Mutter und der kleine Wasili zusammen bei ihrem Mittagsmahl; oberhalb des Tisches hing ein Käfig von der Decke herunter, darin saß eine Nachtigall und sang so wehmüthig, daß der Kaufmann aufhörte zu essen und zu trinken und sprach: „Wenn sich doch irgend Einer finden

ließe, der verstände was diese Nachtigall singt! Es lautet gerade so, als prophezeihte sie was künftig geschehen wird! Wüßte ich Jemand der mir sagen könnte was der Gesang bedeutet, so gäbe ich ihm dafür wahrhaftig schon zu meinen Lebzeiten die Hälfte meines Vermögens und würde ihm auch noch nach dem Tode viel Hab und Gut verschreiben."

Der kleine Wasili, welcher sechs Jahr alt war, schaute dem Vater und der Mutter durchdringend in die Augen und sagte: „Ich verstehe was die Nachtigall singt, aber ich getraue mich nicht es zu sagen."

„Sprich nur ohne Scheu," baten ihn seine Eltern, und darauf sprach Wasili mit Thränen in den Augen: „Die Nachtigall singt, daß eine Zeit kommen wird wo Ihr mich bedienen müßt. Der Vater wird mir demüthig Wasser zureichen und die Mutter wird mir das Handtuch bereit halten."

Der Kaufmann und seine Frau erschraken bei diesen Worten, sie meinten daß die Prophezeihung der Nachtigall Böses bedeuten müßte und beschlossen, ihr Kind von sich zu entfernen. Der Kaufmann ließ einen kleinen Nachen bauen und als es finstere Nacht war und der kleine Wasili fest schlief, legte er ihn leise in das Schifflein und ließ es in das weite Meer hinaus treiben. In derselben Stunde verließ aber die prophetische Nachtigall ihren Käfig, flog dem Schifflein nach und setzte sich auf die Schulter des schlafenden Knaben.

Der Nachen schwamm und schwamm auf dem weiten Meere und als es Tag wurde begegnete ihm ein großes Schiff, das mit vollen Segeln dahin flog. Dessen Capitän erblickte den treibenden Kahn mit dem schlafenden Knaben darin und erbarmte sich seiner, fuhr zu ihm heran, ließ ihn auf sein Schiff tragen und befragte ihn wie es zugegangen sei, daß er so verlassen auf dem Meere trieb. Als Wasili ihm gesagt, daß er dies selbst nicht wisse, sonst aber alles erzählte, versprach der Capitän ihn zu halten wie seinen eigenen Sohn: in Liebe und Zucht.

Am folgenden Tage sagte der Knabe zu seinem neuen Vater: „Meine Nachtigall singt immerzu, daß sich bald ein Sturm erheben und den Mastbaum zersplittern wird, alle Segel werden auseinanderreißen. Du mußt das Schiff wenden und nach einem Hafen steuern.“

Der Capitän achtete nicht auf diese Worte, er meinte es sei kindisches Geplauder. Nach sehr kurzer Zeit erhob sich aber wirklich ein Sturm, so fürchterlich, daß der Mastbaum zerbrach und die Segel in Stücke gerissen wurden. Was war zu machen? Das Geschehene ließ sich nicht ändern. Ein neuer Mast wurde aufgerichtet, frische Segel aufgezogen und das Schiff steuerte weiter.

Da sprach Wasili eines Tages wieder: „Meine Nachtigall singt immerzu, daß uns bald zwölf Segel-

schiffe begegnen werden, lauter Räuberschiffe, die uns gefangen nehmen wollen.“

Diesmal achtete der Capitän auf die Warnung, landete bei einer Insel, welche eine versteckte Bucht hatte und wartete ab was geschehen würde. Wirklich sah er bald nachher zwölf Räuberschiffe vorübersegeln und blieb in seinem sichern Versteck bis jede Gefahr verschwunden war. Dann fuhr er mit seinem Schiffe weiter, ob kurze oder lange Zeit, das weiß ich nicht, jedenfalls aber so lange bis er im Hafen einer großen fremden Stadt anlandete, welche Jlwolinsky hieß.

Dort wohnte der König des Landes in einem Schlosse vor dessen Thurmfenster eine Rabenfamilie seit langen, langen Jahren Tag und Nacht herumflatterte und krächzte, so daß Niemand mehr Ruhe am Tage und Schlaf in der Nacht hatte. Alles mögliche war schon unternommen worden um den Raben, die Räbin und ihr Junges zu vertreiben, keine Schlauheit und keine Gewalt half, sie ließen sich nicht fangen, sie ließen sich nicht fortjagen und zuletzt konnte der König das unaufhörliche Gekrächze und Geflatter durchaus nicht mehr aushalten.

Da ließ er an allen Straßenecken und auf dem Hafenplatze folgende Bekanntmachung anschlagen: „Wer im Stande ist den Raben, die Räbin und ihr Junges vom Schloßthurm zu vertreiben, dem schenkt der König die Hälfte seines Reiches und giebt ihm zugleich seine jüngste Tochter zur Frau. Wer sich

aber zu diesem Unternehmen meldet und es dann nicht zu Stande bringt, dem wird der Kopf abgeschlagen."

Es fanden sich nicht wenig Leute, welche Lust hatten den König zum Schwiegervater zu bekommen und sein Reich mit ihm zu theilen. Alle mußten aber ihre Köpfe unter das Beil legen, weil Keiner die Raben zu verscheuchen wußte. Kaum schienen sie verjagt, so waren sie im nächsten Augenblick wieder da und flatterten und krächzten wie zuvor.

Als Wasili gelandet war, hörte er von dieser Sache erzählen und bat den Capitän; „Väterchen, laß mich zum König gehen, ich will die Raben verscheuchen!"

Der Capitän erinnerte ihn an alle die Leute, welchen bereits der Kopf abgeschlagen worden war, weil sie das Unternehmen nicht zu Stande gebracht hatten und redete Wasili ab, dieser ließ sich aber nicht zurückhalten. „So geh denn mit Gott!" sagte endlich der Capitän. „Wenn Dir aber Unglück zustößt, so hast Du es Dir selbst zuzuschreiben. Die Sache ist gefährlich und wenn Du auch klug bist, so bist Du doch nur ein Kind."

Wasili begab sich in das Schloß, ging zum König und meldete sich, daß er ein Mittel angeben würde die Raben zu vertreiben; zuerst sollte man ihn aber in den Thurm führen und das Fenster öffnen, vor welchem die Raben immer herumflatterten.

Der König wunderte sich, befahl aber, den kleinen Wasili nach dem Thurme zu führen und dieser verbarg sich hinter dem geöffneten Fenster.

Nachdem er das Geschrei der Vögel belauscht hatte, ging er zurück zum König und sagte: Majestät, Ihr wißt selbst daß dort drei Vögel fliegen, der Rabe, die Räbin und ihr Sohn, der junge Rabe. Der ganze Lärm kommt davon her, das sich der Rabe und die Räbin Tag und Nacht streiten, welchem von ihnen der Sohn eigentlich zugehört und wer Gewalt über ihn hat — der Vater oder die Mutter. Sprich Du die Entscheidung darüber aus, dann hat der Streit ein Ende."

Da sagte der König: „Der Sohn gehört dem Vater." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der alte Rabe mit dem jungen nach der rechten Seite hin fortflog und die Räbin nach der linken. Von dieser Stunde an wurde Ruhe, denn die Vögel kamen nicht wieder.

Der König war überaus froh, behielt den Knaben Wasili bei sich, ließ ihn in allen ritterlichen Künsten unterrichten und zog ihn mit allen Ehren und Gnaden an seinem Hofe auf. Als er herangewachsen und ein stattlicher Jüngling geworden war, gab ihm der König seine allerjüngste Tochter zur Frau und schenkte zugleich Beiden als Mitgift die Hälfte seines Reiches, wie er es versprochen hatte.

Nachdem Prinz Wasili längere Zeit vergnügt und glücklich sein Land regiert hatte, bekam er eines Tages Lust, sich auch einmal in fremden Ländern umzusehen, Leute kennen zu lernen und sich selbst den Leuten zu zeigen. Er rüstete sich mit königlichem Glanze aus und begab sich auf Reisen.

Eines Abends langte er in einer weit entlegenen Stadt an und weil es ihm dort sehr gefiel, dachte er eine Weile dazubleiben. Seine Diener fanden ein stattliches Wohnhaus, dessen Eigenthümer bereit war den fremden Fürsten bei sich aufzunehmen. Prinz Wasili kam in das Haus, übernachtete dort und rief am nächsten Morgen seinem Diener, ihm Waschwasser zu bringen. Da traten statt des Dieners der Hausherr und die Hausfrau bei ihm ein, verbeugten sich tief vor ihm und erbaten sich die Ehre, den Fürsten selbst zu bedienen. Der Hausherr bot ihm demüthig das Wasser im Kruge und die Hausfrau stand daneben und hielt das Handtuch bereit. Da fing Prinz Wasili an mit Beiden zu sprechen und wie ein Wort das andre gab, entdeckte sich auf einmal, daß Wasili bei seinem Vater und seiner Mutter zu Gaste war.

Er weinte vor Freude, fiel seinen Eltern zu Füßen und bat sie, ihn zu segnen; dann nahm er sie mit sich in sein Reich, wo sie vergnügt und in Freuden in seiner Hauptstadt lebten und viel Geld

und Gut erwarben. Es ist ihnen Allen wohl ergangen bis an ihr seliges Ende und was sie sich wünschten das hatten sie vollauf.

Die Hexe Jaga Knochenbein.

Es war einmal ein altes Väterchen, das lebte glücklich und zufrieden mit seiner Frau bis sie starb. Obgleich sie mit ihm ein Töchterchen hinterlassen hatte kam es ihm doch recht einsam im Hause vor, deshalb heirathete er nach einiger Zeit wieder. Das war aber schlimm für sein kleines Mädchen, denn die neue Mutter hatte sie nicht lieb, schalt und schlug sie, und hätte sie am liebsten aus dem Hause oder gar aus der Welt geschafft. Weil sie sich aber vor ihrem Manne fürchtete, getraute sie sich nicht dem Töchterchen etwas zu Leide zu thun, wenn er in der Nähe war.

Eines Tages reiste der Vater weg, und das war seiner schlimmen Frau gerade recht. Sie rief das Kind und trug ihr auf zur Tante zu gehen; dort sollte sie Nähnadel und Fädchen fordern, um sich ein Hemdchen zu nähen. Diese Tante war aber eine Schwester der Stiefmutter und keine andere als die böse Hexe Jaga, genannt Knochenbein.

Das Mädchen war nicht dumm. Sie ging erst zu ihrer eignen Tante und sagte: „Grüß Gott!"

„Grüß Gott mein Liebchen, weshalb kommst Du?"

„Mutter hat mich zu ihrer Schwester geschickt, ich soll Nähnadel und Fädchen fordern, um mir ein Hemdchen zu nähen. Weil ich mich aber nicht getraue, bin ich zu Dir gekommen."

Da belehrte sie die Tante: „Hingehen mußt Du, kleine Nichte. Nun gieb aber wohl Acht was ich Dir sage, dann geschieht Dir auch nichts zu Leide! Wenn Du hinkommst, siehst Du vor der Thür eine Birke stehen, die wird Dich in die Augen peitschen wollen, dann mußt Du sie geschwind mit einem Bändchen zusammenbinden. Wenn Du durch die Hausthüre fortgehst, wird dieselbe knirschen, dann mußt Du Oel auf die Angeln gießen. Die Hunde werden Dich beißen wollen, dann gieb ihnen Brod und wenn Dich der Kater kratzen will, dann füttre ihn mit Schinken. Da, nimm dies Körbchen mit, ich thue Dir alles hinein was Du brauchst."

Das Mädchen bedankte sich schön und ging fort, immer weiter, bis sie an das armselige Bauerhäuschen kam, worin die Hexe Jaga Knochenbein am Webstuhle saß.

„Grüß Gott, Tante!"

„Guten Tag, Liebchen!"

„Die Mutter schickt mich, ich soll Nähnadel und Fädchen fordern, um mir ein Hemdchen zu nähen."

„Gut; setze Dich einstweilen nieder und webe."

Da setzte sich das Kind an den Webstuhl und that wie ihm geheißen worden. Die Hexe Jaga ging

aber hinaus zu ihrer Dienstmagd und befahl ihr: „Gehe sogleich hin und heize mir die Badestube; dann wasche mein Nichtchen tüchtig ab, ich will sie kochen und zum Frühstück aufessen."

Das Mädchen hatte alles gehört und blieb halb todt und halb lebendig sitzen, so groß war ihr Schrecken. Als die Magd durch das Zimmer kam, bat die Kleine: „Liebe Beste, zünde nicht gar so viel Holz an! und was Du anzündest, das lösche gleich wieder mit Wasser aus. Das Waschwasser bringe in einem Sieb!" Und weil ihr die Tante nichts für die Magd mitgegeben hatte, knüpfte sie ihr eigenes Tüchelchen vom Halse los und schenkte es ihr.

Die Hexe Jaga wartete und wartete; die Zeit wurde ihr lang, sie kam an das Fenster und rief hinein: „Bist Du am Webstuhl, mein Nichtchen? webst Du, Liebchen?"

„Ich webe, Tante! ich webe, meine Liebe!"

Da ging die Hexe Jaga wieder fort.

Das Mädchen sah den Kater; er saß im Zimmer neben dem Webstuhl und schnurrte und sie frug ihn: „Ist es denn gar nicht möglich von hier fortzukommen?" Dabei gab sie ihm Schinken.

Er sagte: Dort auf dem Tische liegt ein Handtuch und ein kleiner Kamm, nimm Beides und nachher laufe, laufe! Will dich die Hexe Jaga verfolgen, dann lege Dein Ohr an die Erde und hörst Du sie ganz nahe, so wirf zuerst das Handtuch zu Boden,

daraus wird ein breiter Fluß entstehen. Wenn die Hexe Jaga hindurchschwimmt, um Dich zu fangen, so neige Dein Ohr zur Erde, und ist sie nahe, ganz nahe, so wirf den Kamm nieder. Daraus wird ein Urwald entstehen und den kann sie nicht durchdringen."

Das Mädchen nahm den kleinen Kamm und das Handtuch und lief fort. Die Hunde im Hausflur wollten sie zerreißen, da warf sie ihnen Semmeln zu und nun ließen die Hunde sie durch. Als sie die Hausthür aufmachte, wollte diese zuschlagen, da goß sie Oel in die Angeln und das Thor ließ sie durch. Draußen wollte die Birke ihr mit den Zweigen in die Augen peitschen, da band sie die Aeste mit einem Bändchen zusammen und die Birke ließ sie durch.

Der Kater hatte sich an den Webstuhl gesetzt und webte; er wob aber nicht so viel als er durch einander wirrte. Da kam die Hexe Jaga wieder an das Fenster und frug: „Webst Du, Nichtchen? webst Du, Liebchen?"

„Ich webe, Tante!" ich webe, Liebe!" erwiderte der Kater mit rauher Stimme. Die Hexe drang in das Haus, sah, daß ihre Nichte fort war und fuhr scheltend auf den Kater los: „Alter Schelm Du, warum hast Du den Flüchtling laufen lassen? Du hättest dem Mädchen die Augen und das Gesicht zerkratzen müssen!"

Der Kater sprach: „Wie viele Dienste habe ich

Dir geleistet, und Du hast mir niemals ein Knöchelchen zugeworfen. Sie aber gab mir Schinken."

Nun fing die Hexe Streit mit den Hunden an. Sie war voll Zorn über die Hunde, das Hausthor, die Birke und die Magd, zankte und schlug auf Alle los. Die Hunde sagten: „Wie viele Dienste haben wir Dir geleistet, und Du warfst uns nicht einmal eine dürre Brodrinde vor, sie aber gab uns Semmeln!"

Das Thor antwortete: „Ich habe Dir so lange gedient, und Du hast meine Angeln nicht einmal mit Wasser begossen; ihr aber war das Oel nicht zu Schade, um es an mich zu wenden."

Die Birke sprach: „so viele Dienste habe ich Dir geleistet und Du hast mir kein Fädchen vergönnt, sie aber hat mich mit einem Bändchen gebunden."

Die Magd rief: „Ich habe Dir lange gedient, und Du hast mir kein Läppchen geschenkt; sie aber gab mir ihr eigenes Halstüchelchen."

Nun setzte sich die Hexe Jaga Knochenbein hurtig in einen Mörser, peitschte mit dem Stößel, kehrte mit einem Besen ihre Spur hinter sich fort und fing an, das Mädchen zu verfolgen.

Die Kleine legte aber ihr Ohr an die Erde und nachdem sie eine Weile gelaufen war — horch, horch! da hörte sie die Hexe Jaga hinter sich, schon ganz nahe. Geschwinde warf sie das Handtuch zu Boden und auf der Stelle entstand ein breiter, ganz breiter Fluß.

Die Hexe kutschirte bis zum Rande des Flusses und knirschte vor lauter Zorn mit den Zähnen. Sie kehrte um, fuhr wieder nach Hause, holte alle ihre Ochsen zusammen und trieb sie zum Flusse. Die Ochsen tranken ihn aus bis auf den Grund. Nun konnte die Hexe Jaga hindurch und setzte ihre Verfolgung fort.

Wieder legte das Mädchen ihr Ohr an die Erde und hörte die Hexe Jaga abermals nahe, ganz nahe. Nun warf sie den kleinen Kamm hinter sich und auf der Stelle entstand ein mächtiger dicker Urwald. Die Hexe fing voll Zorn an, ihn mit ihren langen Zähnen abzunagen; so viel Mühe sie sich aber auch gab, sie konnte ihn nicht vertilgen und kehrte endlich voll Gift und Galle in ihr Haus zurück.

Derweilen war das alte Väterchen von seiner Reise wieder heimgekommen und hatte gefragt: „Wo ist mein Töchterchen?"

„Sie ist zur Tante gegangen," sagte die Stiefmutter.

Ein wenig später kam das Kind nach Hause. „Wo bist Du gewesen, Liebchen?" frug der Vater.

„Ach Väterchen! sagte sie und fing an zu erzählen, wie die Mutter sie zur Tante geschickt hätte, Nähnadel und Fädchen zu fordern um sich ein Hemdchen zu nähen. „Aber die Tante Jaga Knochenbein hat mich fressen wollen," klagte sie.

„Wie bist Du denn entkommen, Töchterchen?"

Da berichtete das Mädchen wie Alles zugegangen war.

Als der Alte dies erfuhr, wurde er furchtbar zornig auf seine Frau und jagte sie fort aus dem Hause.

Ihm und seinem Töchterchen ging es von nun an gut, und sie hatten von Allem die Hülle und Fülle. Ich war selbst einmal bei ihnen zu Gaste, habe Bier und Meth getrunken, das floß mir über den Schnurrbart, ist mir aber nicht in den Mund gekommen.

Der Jäger und seine Frau.

Es war einmal ein Jäger, der hatte zwei Hunde, auf die er sehr viel hielt. Eines Tages schlenderte er mit ihnen durch die Wiesen um Wild aufzuscheuchen; er ging lange, lange und sah gar nichts, als aber der Abend herankam, stieß er auf etwas Wunderbares. Ein morscher Baumstamm brannte, und in dem Feuer saß eine Schlange, die redete den Jäger also an:

„Bäuerchen, nimm mich aus dem Feuer heraus, aus dem Fegefeuer, ich werde Dich dafür glücklich machen. Du sollst Alles kennen lernen was auf Erden ist, sollst wissen wie das Thier spricht und wie der Vogel singt.“

„Ich wäre froh wenn ich Dir helfen könnte,

aber wie soll ich das machen?" fragte der Jäger die Schlange.

„Lege nur die Spitze Deines Stockes in das Feuer, ich werde daran heraus kriechen."

Der Jäger that so und die Schlange kroch heraus.

„Danke schön, Bäuerchen! Jetzt wirst Du Alles erfahren, was jedes lebendige Geschöpf spricht, aber Du darfst es keinem Menschen sagen. Sagst Du es doch, dann mußt Du des Todes sterben."

Der Jäger ging weiter, er ging und ging, bis ihn auf einmal undurchdringliche Nacht überfiel. „Um nach Hause zu gehen ist es für heute zu weit und zu spät," dachte er; „ich will lieber hier übernachten." Er machte sich ein Feuer an und legte sich mit seinen Hunden davor nieder. Da hörte er, daß die Hunde ein Gespräch miteinander anfingen und sich Brüderchen nannten.

„Nun Brüderchen," sagte der Eine, „bleibe Du übernacht bei unserm Herrn, ich will nach Hause laufen und den Hof hüten. Keine Stunde gleicht der andern; es könnte wohl geschehen, daß uns Diebe mit ihrem Besuche beehren."

„Geh Bruder," entgegnete der andere Hund; „geh mit Gott!"

Gegen Morgen kam der Hund vom Jägerhause zurück und sagte zu Dem, der im Walde übernachtet hatte! „Grüß Gott, Brüderchen!"

„Grüß Gott!“

„Habt Ihr eine gute Nacht gehabt?“

„Ei ja, es geht schon an, Gott sei Dank; aber Du, Brüderchen, wie hast Du zu Hause geschlafen?“

„Ach — schlecht! Als ich nach Hause gelaufen kam, sagte die Hausfrau zu mir: „Der Teufel hat Dich daher geführt ohne Deinen Herrn!“ und warf mir eine verbrannte Brodkruste vor. Ich habe daran gerochen, essen mochte ich sie aber nicht. Da ergriff sie einen Stock und fing an, mich mit Schlägen zu bewirthen, sie hat mir alle Rippen durchgezählt. Und in der Nacht, Bruder, kamen wirklich Diebe auf den Hof, die wollten sich in die Scheune und in die Kammer schleichen. Da fing ich ein solches Gebell an und habe mich so bös auf sie geworfen, daß sie nicht mehr an fremdes Hab und Gut dachten, sondern froh waren, mit heiler Haut davon zu kommen.“

Der Jäger hörte, was der Hund dem andern Hunde erzählte, merkte es sich und behielt es gut im Sinn. Er dachte: „Warte nur, Frau! wenn ich jetzt nach Hause komme, werde ich Dir schon einheizen!“ Dann kehrte er nach seinem Hofe zurück und sagte zu seinem Weibe: „Grüß Gott, Mütterchen!“

Sie antwortete: „Grüß Gott, Väterchen!“

„Ist der Hund gestern nach Hause gekommen?“

„Ja er kam.“

„Hast Du ihn gefüttert?“

Gefüttert? Ja freilich gefüttert, Väterchen, ich

gab ihm eine ganze Schüssel voll Milch mit eingebrocktem Brode."

„Du lügst, alte Hexe! Du hast ihm nichts gegeben als eine verbrannte Brodrinde, und als er die nicht mochte, hast Du ihn mit einem Stock geprügelt."

Die Frau gestand Alles ein und fing nun an ihren Mann zu quälen: „Sage mir, sage, woher hast Du das erfahren?"

„Das kann ich Dir nicht sagen, es ist mir verboten."

„Sag mir's doch, Liebster! sage mir's, Bester!"

„Nein, bei meinem Worte, ich darf nicht!"

„Sag es mir, Täubchen!"

„Wenn ich es sage muß ich des Todes sterben!"

„Das schadet nichts, sag' es nur, Herzchen!"

— Was ist mit einem Weibe zu machen? wenn es auch das Leben kostet, es muß Alles heraus!

„So gieb mir ein reines Hemde, damit ich mich zum Sterben bereit mache," sagte der Mann. Er zog das reine Hemde an, legte sich in die vordere Zimmerecke unter die Heiligenbilder, bereitete sich willig auf den Tod vor und war im Begriff, seiner Hausfrau Alles zu erzählen, die volle Wahrheit.

Da kamen Hühner in die Hütte gelaufen und hinter ihnen der Hahn, der fing an auf sie los zu picken, bald auf das eine Huhn, bald auf das andere, und sagte dazwischen: „Ich will schon mit Euch fertig werden! ich bin kein solcher Dummkopf wie unser

Hausherr, der nicht einmal mit der einzigen Frau fertig wird. Ich habe es da mit dreißig solcher geschwätzigen Hühnerweiber zu thun, aber wenn es darauf ankommt, werde ich Herr über sie Alle!

Als der Jäger diese Rede hörte, mochte er kein Narr sein, sprang von der Bank auf und setzte seiner Frau dermaßen den Kopf zurecht, daß sie mäuschenstill wurde und ihn niemals wieder quälte und ausfragte.

Das versteinerte Reich.

Es war einmal ein alter Bauer, der lebte mit seinem braven Sohn Alexei zusammen ganz vergnügt bis es dem Jüngling eines Tages in den Sinn kam, eine Reise machen zu wollen. Der Vater willigte ein, Alexei rüstete sich, nahm Abschied, schlug ein Kreuz über den Weg und ging von dannen. Ob er lang oder kurz gereist ist, weiß ich nicht, eine Geschichte ist schnell erzählt, aber was vorkommt geschieht langsam.

Eines Tages gelangte Alexei in ein fremdes Königreich und als er sich dort umschaute, sah er, daß ringsum alles von Stein war, Thiere und Menschen waren versteinert. Der böse Feind hatte sein Spiel mit ihnen getrieben und Alles in Stein verwandelt um sich zu ergötzen. So wie Jeder gerade gesessen

oder gestanden war, wurde er zu Stein; der Eine war im Gehen versteinert, der Andere hatte gerade Holz gehackt und stand nun mit dem steinernen Beil in der Hand von Stein.

Alexei ging in der Stadt herum und fand keine einzige lebende Seele. Zuletzt trat er in das königliche Schloß ein und durchwanderte die Prunkgemächer; er dachte: „wenn man es abwartet, kommt vielleicht doch ein lebendiger Mensch zum Vorschein.„ Wirklich trat ihm aus dem schönsten Zimmer die Königstochter entgegen, und als sie ihn erblickte, begrüßte sie ihn freundlich und frug, woher er komme und was er im Sinne habe.

Ich habe im Sinne zu thun, was Du mir befiehlst, Prinzessin," antwortete er. „Kann ich Dir zu Diensten sein?"

Da sprach sie: „Dienste thun freilich Noth! Es kommt darauf an, daß Jemand drei Nächte nach einander hier im Schlosse fromme Gebete spricht, dann wird dies Reich erlöst und alle Steine verwandeln sich wieder in Menschen. Aber dazu gehört Muth und Kraft, die Gebete müssen mit lauter Stimme gesprochen werden und wer es unternimmt, darf sich nicht fürchten."

„Ich fürchte mich nicht," sagte Alexei; „sage mir nur, wie ich Alles ausführen soll."

Da sprach die Prinzessin: „Wenn Du das Reich erlösen kannst, so will ich Deine Frau werden und

Du sollst des Landes König sein. Hier, nimm diese drei Bündel Kerzen, davon verbrenne jede Nacht eines. Dann bete und lasse Dich nicht stören, mag auch geschehen was da wolle."

Alexei bereitete sich zum Gebete sobald es Nacht wurde, band eines der Bündel auseinander und steckte alle Kerzen zugleich an. Als es Mitternacht war, kamen plötzlich eine Unmasse kleiner Dämonen von allen Seiten herbeigelaufen, die ihn neckten und peinigten; Einige drohten ihm, er sollte in ihrem Feuer verbrennen, Andere schrieen, er müßte mit Wasser überschwemmt werden, sie zwickten und plagten ihn über alle Maaßen, er blieb aber standhaft und betete in einem fort mit lauter Stimme. Da krähte der Hahn und sämmtliche Teufelchen verschwanden im Nu. Alexei betete und wachte fort, bis die Kerzen völlig niedergebrannt waren, dann graute der Morgen und er schlief ein.

Als die Sonne aufgegangen war, trat die Königstochter bei ihm ein und fragte: „Bist Du noch am Leben, Jüngling?"

„Gott sei Dank, ja! ich bin noch am Leben."

„Wie ist es denn zugegangen?"

„Es war ganz fürchterlich, o ganz schrecklich war es, Prinzessin! aber der liebe Gott hat mich in Gnaden behütet."

Sie sprachen noch lange zusammen, dann bewirthete ihn die Prinzessin, zeigte ihm alle Schätze

des Schlosses und als es Abend wurde, ging sie wieder zurück in ihre innersten Gemächer.

In dieser zweiten Nacht kamen noch viel mehr Teufelchen als in der vorigen und gaben sich die größte Mühe, Alexei in Furcht zu setzen; er betete aber tapfer fort bis es Morgen wurde. In der dritten Nacht war es am allerärgsten. Alexei betete aus allen Kräften, während er seine letzten Kerzen verbrannte und mit dem Hahnenschrei fuhr das ganze Heer von Teufelchen pfeifend auf und davon.

Als die Königstochter bei grauendem Morgen zu ihm kam, war sie überaus froh und weil sie ein dankbares Herz hatte, forderte sie Alexei auf, sich zu ihr an den Tisch hinter dem Ofen zu setzen und Alles aufzuschreiben, was er in diesen drei Nächten erlebt und wie er das versteinerte Reich errettet hatte. Sie aber schrieb auf, daß sie ihm zuvor versprochen hatte, seine Frau zu werden und ihn als König des Landes auszurufen. Dies that sie, weil sie besorgte, ihr Vater würde ärgerlich darüber sein, daß sie einen Bauernsohn so hoch erheben wollte, und es könnte großes Unheil entstehen, wenn der König aus seiner Versteinerung erwachte und nicht gleich erführe, wie Alles zugegangen war.

Sobald der erste Sonnenstrahl auf das erlöste Reich fiel, wurde Alles zu gleicher Zeit lebendig. Alle Steine kamen in Bewegung, Menschen und Thiere rührten sich, liefen umher, fuhren, ritten,

schwatzten, lachten und schrieen. Das ganze Volk war auf den Beinen und es entstand überall ein solcher Lärm, ein solches Gerassel, daß man beinahe taub darüber hätte werden können.

Als der König, welcher hoch zu Roß inmitten seiner Hauptstraße versteinert worden war, sich wieder regen konnte, rief er im größten Zorn: „Wer hat sich unterstanden, sich mit mir und meinem Reiche so schlechte Späße zu machen?“ Er begab sich in das Schloß und als er dort auf dem Tische hinter dem Ofen die beiden Handschriften liegen sah, blieb er dabei stehen und las sie durch.

Während er noch damit beschäftigt war, kam seine Tochter, die Prinzessin herbei, begrüßte ihn voller Liebe und Freude und bestätigte ihm die Wahrheit von alledem, was er hier geschrieben fand.

Da gab sich der König zufrieden und willigte in Alles, was seine Tochter ausgemacht und versprochen hatte. Ihr allein war es ja zu verdanken, daß er sammt seinem Reiche hatte erlöst werden können, denn weil sie so gut und unschuldig war, wie sonst Niemand im ganzen Lande, hatten die schadenfrohen Dämonen ihr nichts anhaben können, und so hatte sie mit ansehen können, was geschehen war, und erfuhr, wie der Zauber gelöst werden konnte.

Nun wurde eine große Hochzeit gefeiert. Der Bauernsohn heirathete die Königstochter und der alte König schenkte Beiden sein Reich, während er selbst

noch lebte. Noch heutigen Tages regiert der Bauernsohn Alexei als König des Landes, und er ist sehr gut für alle seine Unterthanen, am liebsten hat er aber die Soldaten.

Der Magier.

Mit Bild.

Es war einmal ein armes, aber schlaues Bäuerlein, welches den Spitznamen Maikäfer führte; der stahl einer Frau ihre Leinwand, versteckte sie in einem Heuschober und fing dann an, überall herum zu prahlen, daß er wahrsagen könne. Da kam das Weib zu ihm und bat ihn, ihr wahrzusagen.

„Was giebst Du mir dafür? frug er.

„Ich gebe Dir fünfzig Centner Mehl und ein Pfund Butter," sagte sie.

„Schön, ist mir recht!" sprach er und fing an, ihr aus der Hand wahrzusagen; zuletzt verrieth er ihr den Ort, wo die Leinwand verborgen war.

Nach einigen Tagen vermißte der Gutsbesitzer seinen Hengst. Der nämliche Schelm hatte ihn heimlich entführt und im Walde an einen Baum gebunden. Da schickte der Gutsbesitzer nach dem Bauer und dieser Wahrsager sprach: „Gehen Sie schnell in den Wald, dort steht der Hengst an einem Baum festgebunden."

Wirklich brachte man das Pferd aus dem Walde zurück. Da schenkte der Gutsbesitzer dem Bauer hundert Thaler und sein Ruhm als Magier verbreitete sich durch das ganze Reich.

Um diese Zeit verlor der König des Landes seinen Siegelring; er suchte und suchte, fand ihn aber nirgends. Da schickte der König nach dem Magier, er solle eiligst zu ihm in das Schloß kommen. Er wurde abgeholt, auf einen Leiterwagen gesetzt und dem König vorgeführt. „O weh!“ dachte er, „jetzt bin ich verloren, woher soll ich wissen, wohin dieser Ring gekommen ist? wenn ich nur nicht in des Königs Ungnade falle und er mich dorthin schickt, wo der Pfeffer wächst!“

„Grüß Gott, Bäuerlein,“ sagte der König. „Du sollst mir jetzt wahrsagen. Triffst du das Rechte, so werde ich Dich mit Geld und Gut belohnen, triffst Du es nicht, dann soll Dir mein Schwert den Kopf von der Schulter trennen.“ — Hierauf befahl er, dem Wahrsager ein besonderes Zimmer zu geben und gebot ihm, die ganze Nacht über zu hexen, damit er am nächsten Tage mit seiner Auskunft bereit sei.

Der Wahrsager saß in seinem Zimmer und dachte: „Welche Antwort werde ich dem Könige geben? Vielleicht wäre es am gescheidtesten, bis Mitternacht zu warten und dann so weit zu laufen, als meine Augen schauen können. Wenn ich dreimal den Hah-

nenschrei gehört habe, werde ich meine Beine unter die Arme nehmen."

Der königliche Ring war aber von drei Dienern gemeinschaftlich gestohlen worden: dem Lakeien, dem Kutscher und dem Koch. Diese drei Schelme beriethen sich untereinander und Einer meinte: „Ihr Brüderchen, wenn dieser Magier wirklich dahinter kommt, dann ist unser Tod unvermeidlich. Wir wollen an seine Thüre schleichen und horchen. Ist er still, so schweigen wir auch. Hext er die Sache heraus, dann ist weiter nichts zu machen; wir müssen in dem Falle bitten und flehen, daß er uns nur nicht dem Könige verräth."

Danach schlich zuerst der Lakei an die Thüre um zu horchen; in demselben Augenblicke krähte der Hahn. Da sprach der Bauer drinnen mit lauter Stimme: „Gott sei Dank, da höre ich schon einen, jetzt brauche ich nur noch auf die zwei andern zu warten."

Bei diesen Worten fiel dem Lakeien das Herz in die Schuhe. Er lief zu seinen Kameraden und wehklagte: „Ach Brüderchen, mich hat er schon erkannt! So wie ich nur der Thüre nahe kam, rief er: „Da höre ich schon Einen, jetzt brauche ich nur noch auf die zwei Andern zu warten!"

„Geduld!" sagte der Kutscher, „jetzt gehe ich hin und lausche." — Da krähte der Hahn zum zweiten Male. Der Bauer seufzte laut: „Gott sei Dank,

schon zweie, jetzt brauche ich nur noch auf einen zu warten.“

„O weh, Brüderchen, mich hat er auch schon heraus!“

Nun sprach der Koch: „Erkennt er mich gleichfalls, dann müssen wir ihm zu Füßen fallen und bitten, so viel wir können.“

Da krähte der Hahn zum dritten Male und der Bauer bekreuzigte sich und sprach: Gott sei gelobt, da sind jetzt alle drei beisammen — schnell, husch, husch zur Thür hinaus!“ Und somit wollte er sich hurtig auf und davon machen. Da fielen ihm die drei Diebe zu Füßen, bettelten und flehten: „Stürze uns nicht in's Verderben, erbarme Dich und sage dem König nichts! Da, nimm den Ring!“

„Gut,“ antwortete der Bauer; „ich will Euch loslassen und begnadigen.“

Sobald sie weg waren, betrachtete er den Ring, hob ein Brett aus dem Fußboden des Ganges und warf den Ring unter die Dielen.

Am nächsten Morgen frug der König: „Nun, Bäuerchen, wie steht es?“

„Aha!“ sprach der Magier, „ich habe es herausgehext! Der Ring ist unter diese Diele gerollt.“

Ein Brett wurde herausgehoben und der Ring kam zum Vorschein. Der König beschenkte den Wahrsager großmüthig mit vielem Gelde und gab Befehl, ihn so gut und so lange zu bewirthen, bis ihm übel



Der Magier.



würde. Er selbst ging inzwischen in seinem Garten spazieren. Wie er so auf den Wegen herumwandelte, sah er einen Maikäfer laufen Nun kehrte er zum Wahrsager zurück und frug: „Bist Du wirklich ein Magier, dann sprich, was halte ich hier in meiner Hand?"

Der Bauer bekam einen großen Schreck und sagte so vor sich hin: Aha, Maikäfer, bist Du jetzt doch in die Hände des Königs gefallen?"

„Richtig!" sprach der König, beschenkte ihn noch reichlicher als zuvor und entließ ihn mit großen Ehren.

Simon, der Schnellläufer.

Es war einmal ein Königreich, darin gab es undurchdringliche Sümpfe und wenn man den Weg machen wollte, der von Außen her rund um das Reich ging, brauchte man dazu drei Jahre, im Falle man rasch fuhr; kam man aber langsam vorwärts, dann brauchte man fünf Jahre. Ganz nahe bei diesem Wege wohnte ein armer Alter mit seinen drei Söhnen; der älteste hieß Johannes, der zweite Basil, der dritte Simon. Dieser letzte hatte den Beinamen „kleiner Jüngling" bekommen. Eines Tages kam dem armen alten Männchen der Einfall, die Sümpfe auszutrocknen und eine gerade Fahrstraße hindurch zu machen; wo

aber gar kein fester Grund zu bekommen war, wollte er eine Brücke aus Bauholz schlagen, damit künftig ein Fußgänger den weiten Weg in drei Wochen und ein Reiter in drei Tagen zurücklegen könnte. Er fing diese Arbeit mit Hülfe seiner drei Söhne an und es dauerte gar nicht lange, da war Alles fertig! die Brücke gebaut, der Sumpf ausgetrocknet, ein schnurgerader Weg gemacht. Fröhlich kehrte der arme Alte in sein Hüttchen zurück und sagte zu seinem ältesten Sohne: „Gehe zur Brücke hin, lieber Johannes, und verstecke Dich unter derselben, ich möchte wissen, was die Leute, welche darüber gehen, von unserem Werke sprechen, ob sie es loben oder schelten.“

Johannes befolgte den väterlichen Befehl und setzte sich unter einen der Brückenbogen. Da wandelten zwei ehrwürdige Greise über die Brücke und sagten zu einander: „Wer diese Brücke gebaut und diesen trocknen Weg angelegt hat, der that ein so gutes Werk, daß ihm der liebe Gott alles schenken wird, um was er ihn bittet.“

Als Johannes diese Worte hörte, kroch er unter der Brücke hervor und sagte: „Mein Vater, meine Brüder und ich sind die Erbauer.“

Da frugen die Greise: „Was möchtest Du vom lieben Gott erbitten?“

„Ja, das Liebste wäre mir schon, wenn mir der liebe Gott soviel Geld schenken möchte, daß ich Zeit meines Lebens genug hätte,“ sagte Johannes.

„Gut! gehe hinaus in das offene Feld, dort wirst Du eine hohle Eiche stehen sehen, unter dieser Eiche ist ein tiefer Keller und im Keller liegt Gold und Silber die Hülle und Fülle, auch eine Menge Edelsteine. Nimm eine Schaufel zur Hand und grabe, der liebe Gott schenkt Dir dort Geld genug für Dein Leben lang.“

Johannes ging in das offene Feld hinaus und grub sich unter der Eiche eine Menge Gold, Silber und Edelsteine hervor, was er fröhlich nach Hause trug.

„Nun, mein Söhnchen,“ fragte das arme Alterchen, „ist Jemand über die Brücke gekommen?“ Da erzählte Johannes, wie Alles zugegangen war und zeigte seine Schätze her.

Am nächsten Tage schickte das arme Alterchen seinen mittelsten Sohn Basil zur Brücke; Basil ging hin, setzte sich unter den Bogen und lauschte. Wieder kamen zwei Greise und sie sprachen dasselbe, wie die Andern am vorigen Tage gesprochen hatten. Als Basil ihnen sagte, daß sein Vater, seine Brüder und er selbst Brücke und Weg erbaut hätten und die Greise ihn fragten, was er sich dafür vom lieben Gott ausbitten möchte, antwortete er: „Wenn mir der liebe Gott nur immer Brod geben wollte mein ganzes Leben lang, dann wäre ich sehr zufrieden.“

„Geh nur nach Hause,“ sagten die Greise, „und baue ruhig Deinen Acker, der liebe Gott wird Dir Brod vollauf geben Dein ganzes Leben lang.“

Am dritten Tage schickte das arme Alterchen seinen letzten Sohn Simon hin, der kleiner Jüngling genannt wurde; auch dieser setzte sich unter die Brücke und horchte. Alles ging wieder so zu, wie bei seinen beiden Brüdern, als ihn die Greise frugen, was er sich vom lieben Gott erbitten wollte, sagte Simon der kleine Jüngling: „Ich möchte mir vom lieben Gott die Gnade erbitten, einen großen Krieg mitzumachen als tapferer Soldat."

„Bitte lieber um etwas Anderes," sagten die Greise. „Soldatendienst ist ein schwerer Dienst. Und wenn Du nun gar dem Seekönig in die Hände fielest, dann würdest Du in die Tiefe versinken und viele Thränen vergießen!"

„O, was sprecht Ihr da! Ihr seid doch schon so alt und wißt nicht einmal, daß es nichts schadet in dieser Welt zu weinen, dann weint man nicht so viel in der andern Welt."

„Nun, wenn Du durchaus als Soldat dienen willst, so wollen wir Dich segnen." Mit diesen Worten legte jeder der Greise seine Hand auf Simon's, des kleinen Jünglings Haupt und in demselben Augenblick war er in ein schnellfüßiges Rennthier verwandelt. Eilig lief das Rennthier nach dem väterlichen Hause zu, da sahen es sein Vater und seine Brüder, welche aus dem Fenster schauten, sprangen vor die Thür und wollten es fangen; das Rennthier kehrte

aber um und lief zu den Greisen zurück, welche es jetzt in einen Hasen verwandelten.

Auch der Hase lief dem väterlichen Hause zu, als ihn aber sein Vater und seine Brüder fangen wollten, kehrte er um und rannte zurück zu den beiden Greisen, die ihn nun in ein kleines Vögelchen verwandelten, dessen Köpfchen glänzte wie Gold. Das Vögelchen flog zum väterlichen Hause, setzte sich auf das Fensterbrett und drehte sein Goldköpfchen hin und her. Da bemerkten es der Vater und die Brüder und versuchten es zu fangen; sogleich flog aber das Vögelchen auf und huschte durch die Luft zu den Greisen. Diese verwandelten es jetzt wieder in seine Menschengestalt und sprachen dann: „Jetzt, Simon kleiner Jüngling, gehe in den Dienst als Soldat. Wenn eine Gelegenheit vorkommt, wo Du etwas recht schnell besorgen sollst, so kannst Du Dich nach Deinem Gefallen in ein Rennthier verwandeln oder in einen Hasen oder in ein Vögelchen mit goldenem Köpfchen wie wir es Dir gelehrt haben."

Nun begab sich der kleine Jüngling Simon in die Hütte seines Vaters und bat denselben um Erlaubniß, in königliche Dienste zu treten.

„Ach, was hast Du vor!" antwortete das arme Alterchen, „um in Dienste zu gehen bist Du noch zu klein und zu dumm!"

„Nein Väterchen, laß Du mich nur ziehen, denn es ist Gottes Wille."

Da gab das arme Alterchen seine Einwilligung und Simon der kleine Jüngling rüstete sich, verabschiedete sich bei dem Vater und den Brüdern und begab sich auf die Reise.

War es nun lange oder kurze Zeit, endlich kam er in die Residenz des Königs, ging geradezu in das königliche Schloß und sprach zum Herrscher: „Herr und König, lasse mich nicht enthaupten für meine Kühnheit, sondern erlaube mir, ein Wort zu Dir zu sprechen.“

„Sprich, Simon kleiner Jüngling,“ sagte der König.

„Befiehl in Gnaden, daß ich als Soldat in Deinen Dienst aufgenommen werde!“

„Was fällt Dir ein! Wie kannst Du als Soldat in meinen Dienst treten? Dafür bist Du noch zu klein und zu dumm.“

„Ja, das ist wahr, ich bin noch klein und dumm, deswegen kann ich Dir aber doch so gut dienen wie irgend ein Anderer, das hoffe ich zu Gott!“

Als der König sah, wie Ernst es ihm war, willigte er ein, ihn als Soldat anzunehmen und weil Simon ihm gefallen hatte, befahl er ihm, allzeit in seiner Nähe zu bleiben und es erging ihm gut.

Nach einiger Zeit erklärte ein ungläubiger König diesem frommen Könige den Krieg, schweren blutigen Krieg. Der König rüstete sich zum Kampfe und versammelte seine Ritter und sein ganzes Heer um sich. Da bat Simon der kleine Jüngling den König in

ständig, daß er ihn mit sich in den Krieg ziehen lassen möchte, und der König schlug ihm das auch nicht ab, sondern nahm ihn mit, als er seinen Feldzug begann. Der König mußte mit seinem Heere weite, weite Märsche machen und viele Länder durchziehen, bis er seinem Feinde endlich nahe genug gekommen war, um ihn zu einer Schlacht herauszufordern, welche drei Tage später statt haben sollte. Da nun der Kampf so bald bevorstand, fiel es dem Könige ein, seine Waffen noch einmal genau zu prüfen und mit Schrecken sah er, daß sein bestes Beil und sein schärfstes Schwert zurückgeblieben waren. Seine Diener hatten Beides im Palaste mitzunehmen versäumt, und der König war ganz außer sich vor Kummer und Verdruß, weil ihm jetzt die rechten Waffen fehlten, womit er die feindliche Macht zu besiegen dachte. Er ritt vor sein Heer und rief mit lauter, schallender Stimme: „Wer nach meinem Schlosse reitet und mir binnen möglichst kurzer Zeit mein Beil und mein Schwert bringt, dem gebe ich meine Tochter, die Prinzessin Maryla, zur Frau, und als ihre Mitgift soll er die Hälfte meines Königreiches erhalten, nach meinem Tode aber das ganze Reich."

Da meldeten sich drei Ritter bereit, den Ritt nach Hause zu unternehmen. Der erste sagte, er wollte in drei Jahren wieder zurück sein, der zweite verlangte nur zwei Jahre und der dritte versicherte, nur ein Jahr zu brauchen, um den Weg hin und

zurück auszuführen. Der König schüttelte den Kopf, denn auch diese Frist kam ihm noch gar zu lange vor. Da näherte sich ihm Simon der kleine Jüngling und sprach bescheidentlich: „Wenn Sie mich senden wollen, königlicher Herr, so verspreche ich, binnen drei Tagen Ihre kriegerischen Waffen aus Ihrem Schlosse herbeizuholen."

Obgleich der König nicht begriff, wie Simon der kleine Jüngling das zu Stande bringen sollte, freute er sich doch sehr, nahm ihn bei der Hand, küßte ihn auf den Mund und schrieb dann einen Brief an Prinzessin Maryla, des Inhalts: daß sie diesem Curier vertrauen und ihm Beil und Schwert übergeben sollte. Simon der kleine Jüngling empfing den Brief aus des Königs Hand und machte sich sogleich auf den Weg. Als ihn Niemand mehr sehen konnte, verwandelte er sich in ein schnellfüßiges Rennthier und schoß vorwärts wie ein Pfeil vom Bogen. Er lief, lief bis er endlich ganz müde wurde, dann verwandelte er sich geschwind in einen Hasen. Da nahm er die Beine unter die Arme und rannte so schnell wie nur ein Häschen laufen kann, er rannte so, daß er sich beinahe die Füße ablief. Als er nicht mehr weiter konnte vor Müdigkeit, verwandelte er sich aus dem Hasen in ein kleines Vögelchen mit goldenem Köpfchen. Das flog noch schneller als Hase und Rennthier gelaufen waren und in der Mitte des zweiten Tages erreichte er das Königsschloß, in welchem Prinzessin

Maryla zurückgeblieben war. Ehe er eintrat, verwandelte er sich wieder in seine Menschengestalt, dann ging er in den Palast, ließ sich als Curier des Königs bei der Prinzessin anmelden und übergab ihr den Brief ihres Vaters.

Prinzessin Maryla erbrach das Siegel, las die Worte und sprach dann: „Wie hast du es angefangen, so viele Länder und Wege in so kurzer Zeit zu durchlaufen?“

„So habe ich es gemacht,“ antwortete Simon der kleine Jüngling und verwandelte sich vor den Augen der Prinzessin in ein schnellfüßiges Rennthier, lief rundum durch das Zimmer, näherte sich dann der Prinzessin und legte seinen Kopf auf ihren Schooß. Sie streichelte sein Fellchen, dann nahm sie eine Scheere und schnitt ihm einen Büschel Haare vom Kopfe.

Kaum war dies geschehen, so verwandelte sich das Rennthier in einen Hasen, der springt, springt im Zimmer herum und zuletzt springt er der Prinzessin auf den Schooß. Sie streichelte des Hasen lange Öhrchen und schneidet ihm dann auch einen Büschel Haare ab.

Jetzt paßt auf! Der Hase verwandelte sich in ein kleines Vögelchen mit goldigem Köpfchen. Das Vögelchen schwirrte im ganzen Zimmer herum, dann setzte es sich der Prinzessin auf die linke Hand; Prinzessin Maryla streichelte seine Flügelchen, dann

schnitt sie die goldenen Federchen von seinem Kopfe ab und knüpfte Alles: Rennthierhaare, Hasenhaare und Goldfederchen in ein seidenes Tuch, das sie zu sich steckte.

Inzwischen hatte sich das Vögelchen wieder in einen Menschen verwandelt und vor der Prinzessin stand Simon der kleine Jüngling als Curier. Die Prinzessin Maryla setzte ihm Speise und Trank vor, rüstete ihn für die Rückreise aus und übergab ihm das starke Beil und das scharfe Schwert ihres Vaters. Als er sich von ihr verabschiedete, gab sie ihm einen herzlichen Kuß und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Simon der kleine Jüngling kehrte zum Könige zurück, lief wieder als schnellfüßiges Rennthier, sprang als langohriger Hase, flatterte als buntes Vögelchen und war am dritten Tage dem königlichen Heerlager schon so nahe gekommen, daß er es in der Entfernung von ungefähr dreihundert Schritten vor sich sah. Da verwandelte er sich wieder in seine Menschengestalt, weil er aber sehr müde war, legte er sich neben das hohe Schilf am Meeresstrande nieder, um ein wenig auszuruhen, ehe er sich zum König begab; dessen Beil und Schwert legte er neben sich. Aus allzugroßer Müdigkeit schlief er aber dort ein und schlief so fest, daß er nicht hörte wie ein General aus dem Heere des Königs des Weges kam. Dieser erblickte den Curier und sah, daß er wirklich sein Wort gelöst und die

Waffen in so kurzer Zeit herbeigeholt hatte. Ein böser Gedanke fiel ihm ein: er stieß Simon den kleinen Jüngling vom Strande hinab in das Meer, nahm Beil und Schwert, trug Beides zum Könige und sprach: „Hier, königlicher Herr, bringe ich Ihnen Ihr starkes Beil und Ihr scharfes Schwert, ich selbst habe die Waffen herbeigeholt. Simon der kleine Jüngling war ein Prahlhans, der wird gewiß drei Jahre brauchen, bis er den Weg hin und zurück gemacht hat.“

Der König nahm seine Waffen mit großer Freude, dankte dem General und zog nun sogleich aus, den Feind zu bekämpfen, gegen welchen er einen großen Sieg davontrug.

Simon der kleine Jüngling war also in das Meer gefallen und in demselben Augenblick hatte ihn der Meerkönig ergriffen und mit sich in die Tiefe getragen. Zu Anfang gefiel es Simon nicht so schlecht auf dem Grunde des Meeres; zuletzt bekam er aber Heimweh nach der Erde und nachdem er ein ganzes Jahr bei dem Meerkönige zugebracht hatte, wurde er so traurig, daß er alle Tage bitterlich weinte.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte ihn der Meerkönig; „wird Dir bei mir die Zeit lang, Simon kleiner Jüngling?“

„Ach ja!“ sagte Simon, „ich habe schreckliche Langeweile, königlicher Herr!“

„Möchtest Du wieder hinauf zur Erde?“

„O wie gern! Diese Gnade möchte ich mir von Eurer Hoheit erbitten!“

Da trug ihn der Meerkönig zur rabenschwarzen Mitternachtszeit aufwärts, legte ihn am Strande nieder und tauchte dann selbst wieder zurück in sein feuchtes Wellenreich.

Simon der kleine Jüngling fing schnell an zu beten: „Gott, lieber Gott, sende mir schnell deine goldene Sonne!“

Aber es war noch zu früh und gerade vor dem Aufgang der rothen Sonne tauchte der Meerkönig wieder auf, ergriff ihn und trug ihn mit sich hinab in die feuchte Tiefe. Wieder mußte Simon der kleine Jüngling dem Meerkönig ein ganzes Jahr lang dienen; zuerst ergab er sich darein, zuletzt weinte er aber bitterlich und als der Meerkönig ihn um seine Traurigkeit befragt und er diesen gebeten hatte, ihn zurück auf die heimathliche Erde zu bringen, trug ihn der König abermals auf den Strand. Da war es schon später in der Nacht, aber so viel auch Simon der kleine Jüngling betete, die rothe Sonne kam doch nicht früh genug, und als es anfing zu dämmern, tauchte der Seekönig wieder auf und trug ihn zum dritten Male hinab in die Meerestiefe und er mußte abermals ein Jahr bei ihm bleiben.

Diesmal bat Simon der kleine Jüngling den Meerkönig ganz spät in der Nacht unter heißen Thränen, ihn hinauf zur heimischen Erde zu bringen, und so

wie er am Strande lag, betete er aus allen Kräften zu Gott um die Sonne. Auf einmal stieg die rothe Sonne auf und überstrahlte mit ihrem Lichte die ganze Welt; da sich der Meerkönig aber nicht getraut, bei hellem Tage aus dem Wasser aufzutauchen und sich umzuschauen, wurde Simon der kleine Jüngling frei von seiner Macht und Gewalt. Da er nirgend mehr ein Heerlager sah, verwandelte er sich zuerst in das Rennthier, dann in den Hasen, zuletzt in das Vögelchen und legte so den Weg nach dem Königreiche seines Gebieters zurück, um ihn im königlichen Schlosse aufzusuchen.

Der König war inzwischen als Sieger von seinem Kriegszuge heimgekehrt und hatte die Prinzessin Maryla dem betrügerischen General zur Braut versprochen. Jetzt sollte die Hochzeit sein, und als Simon der kleine Jüngling in den Palast und in das königliche Gemach trat, saßen Bräutigam und Braut an dem festlich geschmückten Tische. Sobald Prinzessin Maryla Simon erblickte, sprach sie zum Könige: „Herr und Vater, lasse mich nicht enthaupten wegen meiner Kühnheit, sondern erlaube mir frei zu sprechen! Nicht Dieser, welcher neben mir am Tische sitzt ist der rechte Bräutigam, sondern Der, welcher soeben eingetreten ist. Sprich, Simon kleiner Jüngling! Zeige dem Könige, meinem Vater und Allen, die hier gegenwärtig sind, wie Du es gemacht hast, um in so kurzer Zeit die Waffen herbeizuholen."

Da verwandelte sich Simon der kleine Jüngling vor Aller Augen in das Rennthier und lief windesschnell rings durch das Zimmer; als er in dieser Gestalt vor der Prinzessin stille stand, zog sie ein seidenes Tüchelchen aus ihrer Tasche, nahm daraus das Büschel Rennthierhaare, welches sie ihm damals vom Kopfe geschnitten hatte und sprach: „Schau selbst, mein König und Vater, hier ist der Beweis!"

Das Rennthier verwandelte sich in einen Hasen, der sprang im Zimmer herum bis Prinzessin Maryla das Hasenhaar hervorzog. Das Häschen wurde zum Vögelchen mit dem Goldköpfchen, schwirrte und schwirrte hin und wieder durch das Zimmer und setzte sich zuletzt auf die Schulter der Prinzessin. Prinzessin Maryla löste nun den dritten Knoten in ihrem Tüchelchen und zeigte die Goldfedern; da erkannte der König die volle Wahrheit.

Er ließ den bösen General enthaupten und gab die Prinzessin Maryla noch an demselben Tage Simon dem kleinen Jüngling zur Frau. Zugleich schenkte er Beiden die Hälfte seines Königreichs und ernannte sie zu seinen Nachfolgern.

Wahrheit und Lüge.

Es war einmal ein Königreich, dort wohnten in einem Dorfe zwei Schneider als Nachbarn. Eines

Tages beschlossen sie zusammen auf Wanderschaft zu gehen und ihr Handwerk an fremden Orten zu betreiben. Sie gingen und gingen bis sie in einen Marktflecken kamen wo sie viele Bauern antrafen deren Weiber ihnen Arbeit gaben. Sie nähten und flickten nach Herzenslust und Jeder von ihnen verdiente sich zwanzig Thaler.

Als sie mit Allem fertig waren, brachen sie wieder auf und wanderten nach einem anderen Bezirk. Unterwegs schwatzten sie miteinander über allerlei Dinge und geriethen zuletzt in Streit darüber, ob man mit der Wahrheit besser durch die Welt käme oder mit der Lüge.

Der Listige sagte: „Willst Du immer die Wahrheit sprechen, so bist Du ein Dummkopf! Schau nur zu wie es die Kaufleute machen und die großen Herrschaften, die verstehen es schlau zu sein und die Leute anzuführen, deswegen gehen sie auch Alle in Stiefeln herum. Die Ehrlichen aber? Denke nur einmal an den alten Abraham in unserem Dorfe! Der hat sein ganzes langes Leben in Treu und Redlichkeit hingebracht, Stiefeln und ein gutes Gewand hat er sich aber niemals anschaffen können.

Der andere Schneider schüttelte den Kopf und behauptete: „Ich bleibe dabei, redlich währt am längsten!"

„Wetten wir!" sagte der Listige. „Laß uns im nächsten Dorfe den Ersten, Besten fragen, ob man sich mit der Wahrheit oder mit der Lüge am sichersten

durchschlägt. Sagt er: mit der Wahrheit, dann bekommst Du meine zwanzig Thaler, spricht er aber: mit Lügen, so bekomme ich Dein Geld."

Der Ehrliche willigte ein und als sie bald darauf in ein Dorf kamen, frugen sie gleich in der ersten Hütte und dann noch in allen folgenden die Leute: „Sagt uns, Mann Gottes, wie lebt man besser: wenn man bei der Wahrheit bleibt, oder wenn man lügt?"

Wen sie auch frugen, Jeder antwortete: „Das ist doch eine müßige Frage! Natürlich thut man besser zu lügen. Die Lüge geht im Stiefel herum, die Wahrheit im Holzschuh."

Da gab der Treuherzige dem Listigen sein Geld und sie fuhren fort von Dorf zu Dorf zu wandern und überall für die Bauern und Bauerweiber zu schneidern. Nachdem sie sich reichlich Geld verdient und Jeder von ihnen fünfzig Thaler erspart hatte, brachte der Listige den vorigen Streit wieder auf, was besser sei, Wahrheit oder Lüge und als der Redliche immer noch bei seiner Meinung blieb und behauptete, die Leute in jenem Dorfe seien alle schlecht gewesen, die anderen dächten aber so wie er, schlug der Listige noch einmal eine Wette vor und sagte dabei: „Wenn Du Deiner Sache so sicher bist, so wollen wir diesmal nicht blos unser Geld verwetten, sondern Der, welcher Recht behält, darf auch dem Andern die Augen ausstechen."

Sie kamen in das nächste Dorf, und wie ging

es? Gerade wie zuvor! Die beiden Schneider frugen von Haus zu Haus und bekamen überall dieselbe Antwort: „Wer könnte heut zu Tage mit Wahrheit durch die Welt kommen? Die Wahrheit geht in Holzschuhen, die Lüge in Stiefeln."

So hatte der Treuherzige wieder verloren und als die beiden Schneider das Dorf verlassen hatten und auf die Landstraße kamen, nahm ihm der Listige seine fünfzig Thaler ab, blendete ihm beide Augen, ließ ihn auf offenem Felde allein und ging davon.

Der Blinde setzte sich traurig in das Gras und dachte: „So wäre es denn wirklich der Fall, daß auf der Welt keine Wahrheit zu finden ist? Mich wenigstens hat die Lüge überwunden. Was soll ich Aermster jetzt anfangen nachdem ich mein Augenlicht verloren habe?"

Er tastete umher und schlich weiter bis er auf einen Seitenpfad gerieth, der ihn zu einem kleinen Häuschen führte, welches Schiffern, Jägern und Waldhütern zur Herberge diente. Da er aber die Hütte nicht sehen konnte, fühlte er sich zu einem starken Baum hin, erkletterte dessen Wipfel und saß dort bis zum späten Abend um zu rasten. Als es dämmerte kam ein Greis dorthin, welcher einen Bündel Reisig auf seinem Rücken trug, den er niederwarf und dabei sprach: „Gott segne es!" Bald folgten ihm noch zwei Greise, Jeder mit Holz beladen; sie schleuderten ihre Last gleichfalls zu Boden und sprachen dabei: „Gott

segne es!“ Dann machten sie ein großes Feuer an, setzten sich um die Flamme her und begannen ein Gespräch.

Der Erste sagte: „Habt Ihr gehört, was unser König jetzt überall verkündigen läßt? Seine Tochter ist schon seit drei Jahren krank und kein Arzt kann ihr helfen; wer sie heilt soll sie zur Frau bekommen.“

Da sagte der Zweite: „Die Königstochter ist leicht zu heilen. Sie ist vor drei Jahren am Ostertage erkrankt, da hat ihr der Pfarrer in der Kirche einen geweihten Feiertagsstollen zugereicht und als sie bei dem Mittagsmahle davon aß, hat sie ein Krümchen zu Boden fallen lassen. Dies Krümchen erwischte ein Frosch und verschluckte es und daraus ist das ganze Unheil entstanden. Jetzt kommt es darauf an, daß Jemand am nächsten Ostersonntag eine Ochsenhaut nimmt, sie mit Honig bestreicht und auf dem Boden der Kirche ausbreitet; dann wird der Frosch hinaufkraxeln, den Honig ablecken und zu gleicher Zeit das Krümchen von dem geweihten Stollen fallen lassen. Das muß in Wasser abgewaschen und dann der Königstochter zu essen gegeben werden; sobald sie es genossen hat wird sie frisch und gesund.“

Der blinde Schneider hatte zugehört, rührte sich aber nicht. Als die Greise sich am nächsten Morgen bei Tagesanbruch von ihrem Schlummer erhoben, wuschen sie sich mit Thau und der Aelteste sprach: „Heute Nacht ist ein so gesunder Thau gefallen, daß

er sogar die Blindheit heilt, wenn man sich damit ein paar Mal die Augen benetzt."

Sobald die Greise fortgegangen waren stieg der Blinde vom Baume herunter, wusch sich beide Augen mit Thau und auf der Stelle konnte er wieder sehen, besser sogar als bevor er seine Augen verloren hatte. Er lobte Gott und wanderte nach der Königsstadt, wo die kranke Prinzessin wohnte. Da der Ostersonntag ganz nahe war begab er sich sogleich in den Palast, versprach die Königstochter zu heilen und erbat sich dazu nur eine Ochsenhaut und Honig, womit er genau so verfuhr wie der Greis gesagt hatte. Alles ging so zu, wie es derselbe prophezeiht hatte; der Frosch kraxelte auf die über den Kirchenboden ausgespannte Ochsenhaut, ließ das Krümchen fallen, und sobald es die Prinzessin genossen hatte war sie frisch und gesund.

Da freute sich der König sehr, ließ den Schneider vor sich kommen und befragte ihn woher er gewußt hätte womit die Prinzessin zu heilen war. Da erinnerte sich der Schneider an Alles, was er von Wahrheit und Lüge erfahren hatte, und dachte: „Sage ich jetzt die Wahrheit, so bekomme ich die Prinzessin nicht zur Frau, sondern der Greis erhält die Belohnung." — Trotzdem brachte er es aber nicht über das Herz zu lügen und erzählte treuherzig Alles wie es zugegangen war.

Da lobte ihn der König und gab ihm sogleich seine Tochter zur Frau. Ehrlich währt am längsten!

Prinzessin Grau-Entlein.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwei Kinder, einen Sohn der hieß Prinz Dimitri und eine Tochter die hieß Prinzessin Marie. Bei der kleinen Prinzessin waren eine Menge Wärterinnen und Ammen angestellt, aber keine einzige von ihnen konnte sie in Schlaf wiegen, das konnte nur ihr Bruder; sobald sie in ihrem Bettchen lag setzte er sich daneben und fing an zu singen:

„Eia popeia, Schwesterchen klein,
Schlafe Liebchen und werde groß,
Später sollst du in Iwan's Schloß
Seine Prinzessin, sein Weibchen sein."

Dann machte sie gleich die Blauäugelein zu und schlief ein. Nach einigen Jahren als Prinzessin Marie wirklich groß geworden war, rüstete sich Prinz Dimitri zu einem Besuche bei dem Prinzen Iwan, blieb drei Monate bei ihm zu Gast, sang, spielte und genoß viel Kurzweil. Ehe er wieder abreiste lud er den Prinzen Iwan ein, ihn jetzt auch zu besuchen.

„Gut," sagte dieser, „ich werde kommen."

Wirklich kam Prinz Iwan eines Tages ganz unverhofft an und ging gerade in das Zimmer des Prinzen Dimitri, der fest schlief. Da sah Prinz Iwan über dem Bette das Bildniß der Prinzessin Marie, das war so schön, daß Niemand seine Augen davon abwenden konnte. Er zog sein Schwert und

schwang es über den schlafenden Prinzen Dimitri; der wachte aber plötzlich auf als hätte Jemand ihn gerüttelt und sagte: „Was willst Du thun? Willst Du mich tödten? und warum, Prinz Iwan?“

„Das ist wohl das Bild Deiner Braut? Du mußt sie mir überlassen!“

„Nein, es ist meine Schwester, die Prinzessin Marie. Heirathe sie, dann werden wir Brüder.“

Da fielen die Prinzen einander um den Hals, gaben sich den Handschlag und Prinz Iwan kehrte sogleich in sein Land zurück, um Alles zur Hochzeit zu rüsten.

Auch Prinz Dimitri traf Anstalten seine Schwester dem Bräutigam zuzuführen; er segelte mit zwei prächtigen Schiffen ab; in dem einen befand er sich mit seinen Rittern, in dem andern folgte ihm Prinzessin Marie mit ihren Dienerinnen. Unter diesen war auch ihre alte Hofmeisterin, eine böse Zauberin, welche ihre Tochter bei sich hatte, die so häßlich war wie die Nacht. Während die Schiffe in das blaue Meer hinausschwammen sagte die Hofmeisterin zur Prinzessin: „Ziehe Deine kostbaren Gewänder aus, und lege Dich ein Weilchen auf Deinem weichen Daunenbette nieder, Du wirst sonst zu müde.“ — Die Prinzessin kleidete sich aus und legte sich auf das Daunenbett; da gab ihr die Hofmeisterin einen leichten Schlag auf ihren weißen Hals und in demselben Augenblick war Prinzessin Marie in eine graue Ente verwandelt.

Sie schwirrte mit den Flügeln, erhob sich hoch über das Schiff und flog über das blaue Meer weithin.

Die Hofmeisterin zog ihrer häßlichen Tochter die Prinzessin-Gewänder an, warf ihr den silbergestickten Schleier über das Gesicht und befahl ihr stillschweigend sitzen zu bleiben und sich recht stolz aufzublähen. Als nun die Schiffe am Königreiche des Prinzen Iwan landeten, eilte ihnen dieser entgegen um die Prinzessin zu begrüßen. Er hatte ihr Bild bei sich weil er sie damit vergleichen wollte, als er nun aber den Schleier zurückschlug und die häßliche Braut sah, fand er sie nicht auf ein Haar ähnlich. Voll Zorn beschuldigte er den Prinzen Dimitri, daß er ihn betrogen hätte und ließ ihn in das Gefängniß werfen; zugleich befahl er ihn dort bei Wasser und Brod eingesperrt zu halten und Wachen aufzustellen, die Niemand zu dem Gefangenen einlassen durften.

So verging der Tag traurig für den Prinzen Dimitri; statt ein Hochzeitsfest mitzufeiern saß er im Kerker. Als es bald Mitternacht war erhob sich die graue Ente vom Meere, auf dem sie schwamm und flog zu ihrem lieben Brüderchen. Ihre Federn glänzten so hell, daß sie das ganze Land ringsum beleuchteten und aus ihren Flügeln schossen glühende Strahlen. Sie flog gerade auf das Fenster des Gefängnisses zu, dort hing sie ihre Flügelchen am Fensterriegel auf und setzte sich als schönes blühendes Mädchen auf das Fensterbrett, indem sie sprach: „Mein lieber Bruder,

lieber Prinz Dimitri! Dir ist es bitter hart bei Wasser und Brod im Gefängnisse zu sitzen, mir ist es aber noch bitterer als Entlein auf dem Meere schwimmen zu müssen. Die böse Hofmeisterin hat uns in das Verderben gestürzt, sie raubte mir mein kostbares Hochzeitskleid und zog es ihrer Tochter an."

Da trauerten und weinten Bruder und Schwester zusammen bis gegen Morgen, dann flog Prinzessin Grau-Entlein wieder von dannen in das blaue Meer hinaus.

Die Wache kam und meldete dem Prinzen Iwan: „Zum Gefangenen ist heute Nacht eine graue Ente gekommen, die hat mit ihren Flügeln das ganze Land beleuchtet." Da befahl der Prinz ihn gleich aufwecken zu lassen wenn die Ente wieder käme. Als es nun wieder nahe an Mitternacht war, brauste das Meer auf, Prinzessin Grau-Entlein flog über das Land hin und das ganze Reich wurde hell, während sie mit ihren Flügelchen schlug aus denen goldene Funken niederrieselten und glühende Lichtstrahlen schossen.

Wieder richtete sie ihren Flug zum Gefängniß, diesmal schlüpfte sie aber zum Fenster hinein, ließ ihre Flügelchen auf dem Fensterbrette liegen und näherte sich ihrem lieben Bruder als schönes Mädchen.

Sobald die Wachen gesehen hatten, daß die Ente zuflog, wurde Prinz Iwan geweckt; er stand sogleich auf und eilte nach dem Gefängnisse. Als er dort auf dem Fenster die Flügelchen liegen sah befahl er

sie in das Feuer zu werfen und zu verbrennen; inzwischen horchte er am Fenster um zu erfahren, was drinnen im Kerker gesprochen würde. Da hörte er Bruder und Schwester mit einander reden. „Ach liebes Brüderchen," sagte Prinzessin Marie, „Dir ist es bitter hart bei Wasser und Brod im Gefängniß zu sitzen, mir ist es aber noch bitterer als Entlein auf dem Meere schwimmen zu müssen. Die böse Hofmeisterin hat uns in das Verderben gestürzt, sie raubte mir mein kostbares Hochzeitskleid und zog es ihrer Tochter an." Auf einmal hörte sie auf zu klagen, hob ihren Kopf in die Höhe und sagte ängstlich: „Ach Brüderchen es riecht nach etwas Verbranntem!"

„Nein Schwesterchen," sagte Prinz Dimitri, „ich spüre nichts, Du irrst Dich."

Da ging die Kerkerthüre weit auf und Prinz Iwan trat ein. Als ihn Prinzessin Marie erblickte, wollte sie sich flüchten und sprang zum Fenster, aber schau, die Federchen ihrer Flügel waren zur Hälfte verbrannt. Prinz Iwan erfaßte ihre beiden Händchen, da verwandelte sie sich in ein Ungeheuer, als der Prinz sich aber gar nicht fürchtete sondern sie festhielt verwandelte sie sich auf einmal in eine Spindel. Nun zerbrach Prinz Iwan die Spindel herzhaft in zwei Stücke, warf das eine hinter sich und das andere vor sich und sprach dazu:

„Hinter mir soll eine weiße Birke stehn,
Vor mir will ich Dich, lieb schönes Mädchen sehn!"

Da wuchs hinter ihm eine weiße Birke aus dem Boden auf, vor ihm aber stand Prinzessin Marie in ihrer ganzen Schönheit und glich ihrem Bildniß auf ein Haar. Prinz Iwan bat den Prinzen Dimitri sehr um Verzeihung, daß er ihm Unrecht gethan und ihn eingesperrt hatte und führte Bruder und Schwester in sein Schloß. Am nächsten Tage wurde die Hochzeit Prinz Iwans mit Prinzessin Marie gefeiert, da ging es hoch her und viele Gäste schmausten und erquickten sich an köstlichen Speisen und Getränken. Die Hofmeisterin aber wurde mit ihrer Tochter an einen Ort geschickt wo man nie wieder etwas von ihnen zu hören noch zu sehen bekam.

Tochter und Stieftochter.

Es war einmal ein gutes Väterchen, das führte mit seiner Frau und Tochter ein zufriedenes Leben bis die Mutter starb. Das Väterchen weinte ein Weilchen, dann nahm es sich eine andere Frau; diese war eine Wittwe und hatte auch eine Tochter, welche sie mit in das Haus brachte.

Nun fing aber für die Tochter des guten Väterchens ein schlimmes Leben an, denn die Stiefmutter war eine böse Frau und konnte sie nicht leiden. Alle Tage redete sie ihrem Manne zu, er sollte seine Tochter tief hinein in den Wald führen wo es Erdbeeren

gab, und sie dort über Nacht allein lassen. Er hatte gar keine Ruhe mehr vor seiner Frau. Was sollte er machen? zuletzt mußte er thun was sie verlangte. So führte er also seine Tochter tief, tief in den Wald wo viele Erdbeeren wuchsen und sagte ihr, sie müßte dort bleiben bis alle gepflückt wären; da ihrer eine ganze Menge waren konnte sie unmöglich bis zum Abend damit fertig sein. Er gab ihr einen Feuerstein mit Zunder und ein Säckchen mit Grütze, damit sie sich etwas zu essen kochen könnte, und sprach dabei: „Mache Dir zur Nacht ein Feuer an und koche Dir Grütze. Unter Tags pflücke fleißig Erdbeeren und schaue nicht nach allen Seiten um Dich. Hast Du Zeit übrig und willst ausruhen vom Bücken und Pflücken, dann nimm Deine Spindel aus der Tasche, sitze nieder und spinne.“

Als er so gesprochen hatte ging er weg.

Das Mädchen sah sich um und fand zwischen den Bäumen ganz dicht neben dem Erdbeerenplatz ein verlassenes Hüttchen; das war ihr sehr lieb. Sie pflückte in einem fort bis es Nacht wurde, immer standen da aber noch gar viel übrige Erdbeeren. Als es finster war ging sie in das Hüttchen, machte auf dem Herde ein Feuer an und kochte die Grütze. Da kam auf einmal, sie wußte nicht woher, ein kleines Mäuschen zum Vorschein und sagte mit ganz feiner Stimme: „Schönes Mädchen, gib mir ein Löffelchen voll Grütze!“

„Ach Mäuschen, Du zerstreust mich in meinem

Kummer, ich bin hier so allein! Gern will ich Dir ein Löffelchen voll geben und mehr, ich will Dich ganz satt machen!"

Da aß sich das Mäuschen satt und schlüpfte dann in ein Winkelchen.

Das Mädchen ließ ihr Feuer brennen und schlummerte ein bischen ein; da rüttelte auf einmal mitten in der Nacht etwas an die Thüre, das war ein großer Bär. Er sprengte die Thüre mit seinen Tatzen auf, kam hinein und sagte: „Nun schönes Mädchen, lösche Dein Feuer aus, und hänge Dir dieß Glöckchen um den Hals, wir wollen Blindekuh spielen."

Das Mädchen war fürchterlich erschrocken, da kletterte ihr das Mäuschen auf die Schulter und flüsterte ihr in das Öhrchen: „Fürchte Dich nicht, schönes Mädchen! Thue nur was er sagt, lösche das Feuer aus, verstecke Dich hinter dem Ofen und hänge das Glöckchen um meinen Hals, ich will dann statt Deiner herumlaufen und läuten."

Sie machten es so wie das Mäuschen rieth; der Bär lief immerfort rund um das Zimmer in der Wette hinter dem Mäuschen her, hörte beständig das Glöckchen läuten, konnte aber mit seinen ausgestreckten Tatzen nichts erwischen. Da wurde er ganz wüthend, fing an fürchterlich zu brüllen und warf große Holzscheite vor sich her, traf aber das Mädchen kein einziges Mal. Zuletzt wurde er müde und sprach: „O wahrhaftig, Du kannst meisterlich Blindekuh spielen,

schönes Mädchen! Zur Belohnung will ich Dir morgen einen ganzen Trupp Pferde und einen Wagen voll Silber schicken."

Dann trabte er wieder fort in den Wald.

Am andern Morgen sagte daheim in des Väterchens Hause die böse Stiefmutter zu ihrem Mann: „Geh doch einmal hinaus in den Wald Alterchen, und schaue nach wo Deine Tochter bleibt; nimm aber einen leeren Sack mit. Wir wollen einmal sehen wie viel sie über Tag gepflückt und über Nacht gesponnen hat."

Sobald er aus dem Hause war setzte sie sich nieder und freute sich, denn sie glaubte ganz sicher daß die wilden Thiere des Waldes das Mädchen gefressen hätten und das Väterchen nichts von ihr nach Hause bringen würde als ihre Gebeine. Als die Zeit heranrückte wo der gute Alte wiederkommen konnte fing das Haushündchen an zu bellen:

„Tiaff, tiaff, tiaff!
Gleich kommt unsre Tochter heim!
Hat gepflückt und gesponnen,
Viel Silber gewonnen,
Und eine ganze Heerde
Prächtiger Pferde!"

Da sagte die Frau zornig: „Lüge doch nicht so dumm, Du garstiger Hund! Was so klappert sind keine Pferdehufe, sondern die Knochen klappern im Sack!"

Da knarrt das Thor, und eine große Heerde der schönsten Rosse läuft in den Hof; dahinter kommt ein Wagen gerollt, der ist ganz mit Silber beladen und oben darauf sitzt das Väterchen mit seiner Tochter!

Der bösen Frau funkelten die Augen vor lauter Zorn. „Das ist gar keine Kunst!“ rief sie dem Väterchen zu: „Ich werde jetzt meine Tochter selbst in den Wald führen, und Ihr sollt sehen daß sie zwei Wägen mit Silber und zwei Heerden Rosse mit nach Hause bringt!“

Richtig ging sie auf der Stelle mit ihrer Tochter in den Wald zum Erdbeerenplatz und gab ihr dort auch ein Säckchen mit Grütze, Feuerstein und Schwamm. Dann sagte sie ihr guten Tag, und ließ sie allein. Natasche setzte sich hin und that gar nichts bis zum Abend, dann machte sie Feuer an und kochte sich Grütze.

Wieder kam das Mäuschen gelaufen und bat: „Natasche, Natasche; ist Deine Grütze süß? gieb mir ein Löffelchen voll davon!“

„Pfui Du garstiges Ungezieser!“ schalt Natasche und warf mit dem Löffel nach der kleinen Maus, die auf der Stelle in ihr Mauseloch schlüpfte. Natasche ließ sich aber ihre Grütze schmecken, aß Alles auf, kauerte sich dann in einen Winkel und schlief ein.

Als es Mitternacht war, stürmte der Bär in die Hütte und rief: „Bist Du da, schönes Mädchen?

Komm, wir wollen Blindekuh spielen, lösche das Feuer aus!"

Das Mädchen erschrak fürchterlich, gab keine Antwort und vor Angst klapperten ihr die Zähne aufeinander.

„Nun, wird es?" brummte der Bär; „da nimm die Glocke und laufe, ich fange Dich!" Damit warf er ihr die Schnur mit dem Glöckchen über den Hals, und vor Angst fing sie an zu laufen.

Das Mäuschen streckte seinen Kopf aus dem Loch, blinzelte mit den Äuglein und pfiff:

„Böses Mädchen bleibt nicht am Leben,
Hat mir auch keine Grütze gegeben!"

Das Glöckchen klingt und klingt, das Feuer brennt und so kann der Bär das Mädchen gut sehen. Er stürzt auf Natasche los, fängt sie, drosselt sie und frißt sie dann auf.

Am andern Morgen sagte die schlimme Frau zum Väterchen: „Gehe jetzt hinaus in den Wald und hole meine Tochter ab mit den zwei Wagen voll Gold und Silber und den zwei Heerden schöner Pferde, die sie haben wird."

Das Väterchen geht und die Frau setzt sich hinter das Thor um zu warten. Da lief das Hündchen herbei und kläffte:

„Tiaff, tiaff, tiaff!
Nicht lebendig kommt Natasche,
Väterchen bringt nur Huckepack
Knochen und Bein, die rasseln im Sack!"

„Du lügst, abscheulicher Hund! Meine Tochter kommt mit zwei Heerden Rosse und zwei Wagen voll Silber und Gold! Da, hast Du einen Pfannkuchen, friß ihn und dann sprich:

„Natasche kommt mit Silber an,
Die andre Tochter bekommt keinen Mann.“

Das Hündchen fraß den Pfannkuchen, dann bellte es:

„Tiaff, tiaff, tiaff!
Nicht lebendig kommt Natasche,
Väterchen bringt nur Huckepack,
Knochen und Bein, die rasseln im Sack!“

Die Frau mochte mit dem Hündchen anstellen was sie wollte, es sagte immer das Nämliche, ob sie ihm nun Pfannkuchen gab oder Schläge.

Da kam das Väterchen zum Thore herein und reichte seiner Frau den Sack; als sie hineinschaute, war nichts darin als Knochengebein. Da fing sie an laut zu heulen und ärgerte sich dazu so gewaltig, daß sie vor lauter Jammer und Wuth am nächsten Tage starb.

Nun ging es dem guten Väterchen und seiner Tochter wieder wohl. Sie lebten still und vergnügt bis ein vornehmer Bräutigam kam und das Mädchen heirathete. Alle hatten Geld und Gut und Freude vollauf, und Jeder war gern bei ihnen zu Gaste, weil es so gute Leute waren.

Ich bin auch einmal dort gewesen und da haben sie mir diese ganze Geschichte erzählt. Das Hündchen war auch noch dort und bellte lustig: „Tiaff! tiaff! tiaff!“

Hans der Dumme.

Mit Bild.

Es gab einmal einen Alten und eine Alte, die hatten drei Söhne; davon waren zwei gescheit, der dritte war aber Hans der Dumme. Die gescheiten Brüder hüteten die Schafe draußen im Feld, der Dummkopf that gar nichts, saß immer auf dem Ofen und haschte Fliegen.

Eines Tages kochte die Alte Klöße aus Roggenmehl und sagte zum Dummen: „Da, nimm die Schüssel voll Klöße und trage sie zu Deinen Brüdern hinaus; es ist ihr Mittagessen.“ Damit gab sie ihm die Schüssel in die Hand, und er watschelte damit fort zu den Brüdern.

Der Tag war sonnig und als der Hans zum Dorfe hinaus kam, sah er seinen Schatten neben sich und dachte: „Was ist denn das für Einer, der da neben mir herläuft und immer Schritt mit mir hält? Wahrscheinlich will er Klöße haben!“ Nun fing er an seinem Schatten Klöße hinzuwerfen, und warf nach und nach alle nieder bis zum letzten.

Nun schaute er, und als er den Schatten noch

immer neben sich herlaufen sah, wurde er grimmig und schrie: „Ei, was für ein Nimmersatt ist Der!“ Zugleich schleuderte er voller Zorn seine Schüssel nach dem Schatten. Sie zersprang in tausend Stücke und Hans der Dumme langte mit leeren Händen bei seinen Brüdern an, welche ihn frugen: „Weshalb kommst Du heraus, Dummer?“

„Ich bringe Euch das Mittagessen.“

„Wo hast Du unser Essen? Schnell, gib her, wir sind hungrig!“

„Ja, schaut, schaut Brüderchen, unterwegs hat sich ein fremder Kerl an mich gehangen, der hat Alles aufgegessen!“

„Was für Einer?“

„Schaut nur, da ist er schon wieder ganz dicht neben mir!“

Als seine Brüder ihn nach dem Schatten deuten sahen, wurden sie böse und fingen an ihn zu knuffen und auszuzanken. Sie gaben ihm Schläge, und hießen ihn dann dableiben und die Schafe zu hüten, während sie rasch in das Dorf gehen wollten um zu essen.

Der Dumme machte sich zum Hüten bereit, die Schafe liefen aber immer auf dem Felde auseinander. Da fing er an sie einzeln zu haschen und stach jedem die Augen aus. Als er damit fertig war, sammelte er die Heerde zu einem Haufen und setzte sich daneben, in seinem Gott vergnügt als hätte er wunder was für ein Kunststück vollbracht.

Als die Brüder von ihrer Mahlzeit zurückkamen und die Schafe sahen, riefen sie: „Was hast Du angestellt, Dummer? Warum ist die Heerde blind?“

„Wozu brauchen die Schafe Augen?“ sagte Hans. „Ihr wart kaum weg, so sind sie alle auseinander gelaufen und da habe ich mir etwas Gutes ausgedacht. Ich fing sie, eins nach dem andern und stach ihnen die Augen aus; jetzt bin ich aber müde.“

„Wart' nur, Du sollst noch müder werden!“ drohten ihm die Brüder und bearbeiteten seinen Rücken mit ihren Fäusten.

Einige Zeit darauf, ich weiß nicht war es lang oder kurz, da schickte die Alte Hans den Dummen in die Stadt um allerlei für die Wirthschaft einzukaufen. Der Hans machte seine Sachen gut, kaufte einen Tisch, Kochlöffel, hölzerne Schüsseln, Fleisch und Salz, belud seinen Wagen mit Allem, was er angeschafft hatte, und fuhr nach Hause. Sein Rößlein war, um die Wahrheit zu sagen, nicht besonders flink. Es trottet und trottet, Schritt für Schritt, ist aber zu träge um zu ziehen. Da denkt der Hans: „Das Pferd hat vier Beine und der Tisch hat auch vier Beine, der kann recht gut allein hinterdrein laufen.“

Damit nimmt er den Tisch vom Wagen und stellt ihn mitten auf den Weg. Er fährt, nahe oder weit, lang oder kurz und wie er so fährt, fährt, krächzen über ihm die fliegenden Raben. „Ach, die Schwesterchen hätten gern Etwas zu fressen, schau, schau wie

sie schwirren und herunterschreien," dachte der Dumme, warf sein Fleisch auf die Erde, um sie zu traktiren und lockte: „Eßt, Ihr Schwesterchen, Ihr Täubchen, laßt es Euch schmecken!"

Dann fährt er weiter, weiter und kömmt durch ein Wäldchen, in dem viele abgebrannte Baumstümpfe rechts und links vom Wege stehen. „Ihr habt ja keine Mützen auf, Ihr Buben," sagte der Dumme; „Ihr sollt aber nicht frieren, Herzensjungen," und damit stülpte er ihnen alle seine Töpfe und Schüsseln auf.

Nun kam der Hans zum Flusse und wollte das Pferd tränken; es trank aber nicht. „Aha, das ungesalzene Wasser schmeckt Dir nicht," sagte er und fing auf der Stelle an das Wasser des Flusses zu salzen. Das Pferd wollte aber so wenig trinken als zuvor. „Warum trinkst Du nicht, Du Wolfsfleisch! habe ich den ganzen Sack voll Salz für nichts und wieder nichts ausgeschüttet?" Damit ergriff er ein Scheit Holz, warf es dem Pferde gegen den Kopf und tödtete es.

Nun hatte Hans nichts mehr übrig als das Täschchen mit den Löffeln, und ging zu Fuß weiter. Die Löffel klapperten: „klapp, klapp" und Hans dachte sie sagten immerzu: „Hans ist dumm." Voller Zorn warf er sie zu Boden, trat darauf und rief: „Da habt Ihr den dummen Hans! Ihr wollt mich zum Besten haben, Ihr Nichtsnutzigen!"

Er kam nach Hause und sagte zu seinen Brüdern: „Ich habe Alles eingekauft."

„Danke schön, Dummer, aber wo sind die eingekauften Sachen?“

„Der Wagen steht im Walde, der Tisch läuft dahinter her, das Fleisch habe ich den Schwesterchen zu essen gegeben, und die Töpfe und Schüsseln den Buben auf die Köpfe gestülpt. Das Salz habe ich genommen um den Fluß zu salzen, die Löffel haben mich aber geneckt und dafür liegen sie zertreten auf dem Wege.“

„Gleich gehst Du zurück, Dummer, und sammelst Alles ein, was Du unterwegs gelassen hast.“

Hans ging in den Wald, nahm Töpfe und Schüsseln von den abgebrannten Baumstümpfen weg, stieß aus allen den Boden heraus, steckte durch das ganze Dutzend, große wie kleine, eine Stange und trug sie so nach Hause. Als das die Brüder sahen, gaben sie ihm Schläge, und fuhren nun selbst in die Stadt um das Nöthige einzukaufen. Der Dumme blieb zurück, das Haus zu hüten. Da hörte er das Bier im Fasse gähren. „Bier, gähre nicht so, mache mich nicht ärgerlich!“ sagte Hans. Das Bier gehorchte aber nicht und war keinen Augenblick still. Da machte er den Krahn auf, und Alles lief heraus, die ganze Stube war voll Bier; nun setzte sich der Dumme in eine Waschbütte, schiffte herum und sang lustige Liedchen. Darüber kamen die Brüder nach Hause, wurden sehr zornig, steckten den dummen Hans in einen Sack, schleppten ihn an das Flußufer und gingen sich nach einem Loch im Eise umzuschauen.



Hans der Dumme.



Da fuhr ein Gutsbesitzer mit einem Dreigespann von Braunen vorbei und als der Dumme den Wagen rollen hörte, schrie er: „Ich soll hier aus dem Sacke Recht sprechen und richten, das verstehe ich aber nicht!“ — Der hohe Herr hielt an und sprach: „Rechtsprechen ist meine Sache, gleich gehst Du aus dem Sacke heraus!“ Da schälte sich Hans aus dem Sack, der hohe Herr kroch hinein; flugs band der Dumme den Sack oben zu, setzte sich in den Wagen und fuhr davon.

Als die Brüder zurückkamen, tauchten sie den Sack unter das Eis und hörten darinnen Einen murmeln. Darauf gingen sie nach Hause. Da kam ihnen von einer Seite, wo man es am wenigsten erwarten konnte, der Hans in einem Dreigespann entgegen gefahren und rief fröhlich: „Seht nur, was für ein schönes Pferdchen ich mir im Wasser gefangen habe, und noch ein Brauner ist drunten geblieben, solch ein schöner!“

Da wurden die Brüder neidisch und sagten: „Jetzt binde uns in den Sack und tauche uns in das Eisloch; der Braune soll uns schon nicht entgehen.“

Der dumme Hans that so, tauchte den Sack, worin er die Brüder eingebunden hatte, in das Eisloch und trieb dann seine Pferde in die Stube, wo er sie hieß das Bier auszutrinken und dabei seiner klugen Brüder zu gedenken.

Die schöne Wassilissa.

Es gab einmal ein Königreich und darin wohnte ein Kaufmann. Er war schon seit zwölf Jahren verheirathet, hatte aber nur eine Tochter, die schöne Wassilissa. Als sie acht Jahre alt war, starb ihre Mutter. Die Kaufmannsfrau rief ihre Tochter an ihr Sterbebett, zog eine Puppe unter ihrem Kissen hervor, gab sie dem Kinde und sagte: „Liebe Wassilissa, höre meine letzten Worte und befolge sie. Ich muß Dich jetzt verlassen: nebst meinem mütterlichen Segen vermache ich Dir diese Puppe. Behalte sie immer bei Dir und zeige sie keinem Menschen; geht es Dir schlecht, dann gib Deiner Puppe Etwas zu essen und frage sie um Rath. Sobald Du sie gesättigt hast, wird sie Dir ein Mittel gegen Deine Noth angeben."

Hierauf küßte die Mutter ihr Kind und starb.

Nach dem Tode seiner Frau trauerte der Mann um sie so lange es sich schickte, dann dachte er daran sich wieder zu verheirathen. Ihm gefiel eine Wittwe, welche zwei Töchter hatte, die mit Wassilissa in gleichem Alter waren; deshalb meinte er sie würde eine gute Mutter für sein Töchterchen sein. Darin hatte er sich aber geirrt. Wassilissa war das hübscheste Mädchen des ganzen Ortes; ihre Stiefmutter und ihre Stiefschwestern wurden neidisch auf ihre Schönheit und bürdeten ihr alle möglichen schweren Arbeiten auf,

denn sie hofften Wind und Sonne würden ihre weiße Haut braun färben, und sie müßte bei all der Mühe und Plage abmagern.

Wassilissa ließ sich Alles geduldig gefallen und je mehr man ihr aufbürdete, desto glänzender und frischer sah sie aus, während ihre Stiefmutter und deren Töchter im Gegentheil vor lauter Aerger mager und blaß wurden, obgleich sie den ganzen Tag mit gekreuzten Armen auf einem Flecke sitzen blieben wie große Damen.

Wie ging das aber zu? Es kam daher, daß Wassilissa's Puppe ihr beistand. Wie hätte das arme Mädchen sonst mit aller Arbeit fertig werden können! Wassilissa aß niemals alles auf was ihr vorgesetzt wurde; stets behielt sie den delikatesten Bissen für ihr Püppchen zurück. Nachts, wenn Alle im Hause schliefen, riegelte sie sich in ihrem Kämmerchen ein und bewirthete ihre Puppe, während sie zu ihr sprach: „Iß, Kleine, iß! Hilf mir aus meiner Noth! Ich lebe in meines Vaters Hause und weiß doch nicht, was Freude heißt. Sage Du mir wie ich es anfangen soll, damit mir nichts Böses zugefügt wird! Was muß ich thun?“

Die Puppe aß, dann gab sie ihr guten Rath, tröstete sie in ihrem Kummer und verrichtete am nächsten Tage alle Arbeit, die Wassilissa aufgetragen war. Das kleine Mädchen brauchte nichts zu thun als zu ihrer Unterhaltung im Schatten Blumen zu

pflücken. Ihre Geschäfte waren zur rechten Zeit fertig: die Betten gemacht, der Kohl geputzt, das Feuer im Ofen angezündet. Wassilissa lebte ganz glücklich mit ihrem Püppchen.

Mehrere Jahre vergingen. Wassilissa wurde groß und kam in das Alter, wo die Mädchen heirathen; alle jungen Männer des Dorfes verlangten sie zur Frau und Keiner kümmerte sich um die Töchter der Stiefmutter, welche hierdurch boshafter wurde als je. Sie antwortete allen Freiern: „Die Jüngste soll sich nicht vor ihren älteren Schwestern verheirathen!“ und schickte sie mit diesem Bescheid fort. Dann aber schlug sie Wassilissa, um ihren Aerger an ihr auszulassen und hatte keinen anderen Gedanken mehr als den, sie für immer los zu werden.

Eines Tages mußte der Kaufmann Geschäfte halber sein Haus für längere Zeit verlassen, und seine Frau benützte dies um in ein Landhaus zu ziehen, das in der Nähe eines dicken Waldes gelegen war. Sie wußte, daß in einer Lichtung dieses Waldes ein Häuschen auf Hühnerpfoten stand, worin die Hexe Jaga wohnte; diese ließ Niemand lebendig aus der Nähe ihrer Wohnung entkommen, sie verzehrte die Leute als wären es Hühner.

Kaum hatte sich die Kaufmannsfrau in ihrem Landhause eingerichtet, so schickte sie Wassilissa beständig in den Wald; bald sollte sie Beeren suchen, bald Schwämme. Aber das junge Mädchen kehrte stets

heil und gesund zurück, denn ihr Püppchen gab ihr den Weg an und ließ sie nie in die Nähe des Hauses der Hexe Jaga kommen.

Darüber wurde es Herbst. Die Mutter theilte eines Abends jeder der drei Töchter eine Arbeit zu; die Aelteste sollte Spitzen klöppeln, die Zweite stricken, Wassilissa Leinwand weben. Nach und nach trug die Frau alle Lichter fort, die im Hause waren, ließ nur im Zimmer, wo die jungen Mädchen arbeiteten, eine einzige Kerze brennen und legte sich schlafen.

Die Mädchen arbeiteten und arbeiteten: da wurde es nöthig das Licht zu putzen; die Aelteste nahm die Lichtscheere und putzte das Licht aus wie durch Zufall; ihre Mutter hatte es ihr aber zuvor geheißen.

„Was machen wir jetzt?“ sagten die jungen Mädchen. „Im ganzen Hause ist kein Funken Feuer und wir sind mit unserer Aufgabe noch nicht fertig. Eine von uns muß zur Hexe Jaga gehen und Licht verlangen.“

„Meine Nadeln geben mir Licht genug,“ sagte die Spitzenklöpplerin.

„Ich gehe nicht,“ sagte die Strickerin; „meine Nadeln geben mir auch Licht genug.“

„Wassilissa, Du mußt Licht holen!“ riefen alle Beide; „gehe auf der Stelle zur Hexe Jaga — fort!“ — Und sie stießen Wassilissa zum Zimmer hinaus.

Sie stieg hinauf in ihr Kämmerchen und setzte ihrer Puppe eine Mahlzeit vor, die sie ihr schon bereit

gehalten hatte. „Iß, Kleine, iß, und erhöre meine Bitten; sie schicken mich zur Hexe um Licht zu fordern; die wird mich aber auffressen!“

Die Puppe speiste; ihre Aeuglein glitzerten wie Sterne. — „Sei ohne Furcht, liebe Wassilissa. Geh nur wohin Du geschickt wirst, und gib immer gut darauf Acht mich bei Dir zu behalten. So lange wir beisammen bleiben, wird Dir auch bei der Hexe Jaga nichts Böses geschehen.“

Wassilissa machte sich fertig, steckte das Püppchen in ihre Tasche, schlug das Zeichen des Kreuzes und ging ergeben in den tiefen Wald hinein. —

Sie geht zitternd vorwärts; auf einmal kömmt ein Reiter im Galopp bei ihr vorüber. Er ist weiß und trägt auch weiße Kleidung; er reitet auf einem Schimmel mit weißem Zaumzeug. Der Tag beginnt zu schimmern.

Wassilissa setzt ihren Weg fort: ein zweiter Reiter kommt vorübergebraust; er ist roth, trägt rothe Kleider und sitzt auf einem Fuchspferde. Die Sonne geht auf.

Wassilissa geht die ganze Nacht hindurch und noch den folgenden Tag; erst Abends erreicht sie die Lichtung, in welcher das Haus der Hexe Jaga auf Hühnerpfoten steht Rings herum erhebt sich ein Bollwerk aus lauter Knochen, und Thierschädeln, die sämmtlich Augen haben, ragen wie Zinnen darüber auf. Das ungeheure Thor ist mit eisernen Beschlägen verrammelt, die lauter Fratzengesichter darstellen. —

Wassilissa war ganz außer sich vor Entsetzen; sie rührte sich nicht und stand da als wäre sie an der Erde festgewachsen. Plötzlich kam wieder ein neuer Reiter vorbei; dieser war schwarz, ganz schwarz gekleidet und ritt auf einem Rappen. Er kam in Galopp bis vor die Thüre der Hexe Jaga, und verschwand dann, als hätte ihn der Erdboden verschlungen. Die Nacht brach herein, doch währte die Dunkelheit nicht lange, denn die Augen der Schädel fingen an zu glänzen und bald war die ganze Lichtung so hell wie um Mittagszeit. Wassilissa schauderte vor Schrecken; doch blieb sie stehen wo sie gerade war, da sie nicht wußte nach welcher Seite hin sie davonlaufen sollte.

Bald darauf hörte sie im ganzen Walde einen fürchterlichen Lärm: die Bäume krachten, das dürre Laub knisterte; aus dem Walde kam die Hexe Jaga gefahren. Sie saß in einem Mörser, peitschte mit dem Stößel und verwischte mit einem Besen ihre Spur hinter sich; so kam sie bis zur Thüre, schnoberte ringsum in die Luft und schrie: „Hm! hm! ich wittre Menschenfleisch. Wer ist da?“

Wassilissa näherte sich der Hexe in fürchterlicher Angst, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Ich bin es, Mütterchen; meine Stiefschwestern haben mich hergeschickt damit ich Dich um Licht bitte.“

„Ganz gut,“ sagte die Hexe Jaga. „Wenn Du einen Augenblick mit mir hereinkommen und eine

kleine Arbeit für mich verrichten willst, werde ich Dir Licht geben. Thust Du es nicht, so fresse ich Dich."

Sie wendete sich gegen die Thüre und rief: „Starkes Bollwerk, spalte Dich! große Thüre, öffne Dich!"

Das Thor ging auf und die Hexe Jaga fuhr pfeifend hinein; Wassilissa folgte ihr, und Alles schloß sich wieder. Als sie in das Zimmer kamen, streckte sich die Hexe Jaga so lang aus als sie war, und sagte zu Wassilissa: „Hole mir aus dem Ofen was darin ist; ich bin hungrig."

Wassilissa zündete an einem der Schädel des Bollwerkes eine Fackel an, holte die Speisen aus dem Ofen und setzte sie der Hexe Jaga vor. Es war so viel da, daß es für mindestens zehn Personen ausgereicht haben würde. Dann holte sie Meth, Bier und Wein aus dem Keller; die Hexe trank Alles, aß Alles auf, und ließ dem jungen Mädchen nichts übrig als Krumen, eine Brodkruste und ein Stückchen Spanferkel.

Nun ging die Hexe Jaga zu Bett und sagte: „Wenn ich morgen Früh ausfahre, dann gib wohl Acht und säubere den Hof, kehre das Haus, koche das Essen und richte das Weißzeug her, Alles sorgfältig. Dann gehe auf den Speicher, nimm vier Säcke Korn und lese alle Körner aus, die nicht dazu gehören. Sorge, daß Alles zur rechten Zeit fertig ist, sonst fresse ich Dich!" — Nachdem sie ihr dies geheißen hatte, fing die Hexe Jaga zu schnarchen an. Wassilissa legte

ihrer Puppe den Rest des Abendessens vor und sagte mit strömenden Thränen zu ihr: „Iß jetzt Kleine, und höre meine Bitten! Die Hexe Jaga hat mir eine schwere Aufgabe zugetheilt, und wenn ich nicht Alles zu Stande bringe will sie mich fressen. Komme mir zu Hülfe!“ —

Die Puppe antwortete: „Fürchte nichts, schöne Wassilissa! Iß nur auch, sprich Dein Nachtgebet und lege Dich schlafen. Die Nacht bringt guten Rath.“

Wassilissa erwachte in aller Frühe, die Hexe Jaga war aber schon aufgestanden. Das junge Mädchen schaute zum Fenster hinaus. In den Schädeln begann das Licht der Augen zu erlöschen. Plötzlich erschien ein weißer Reiter und es wurde ganz hell. Die Hexe Jaga kam hinaus in den Hof und pfiff: ein Mörser, ein Stößel und ein Besen erschienen vor ihr. Nun kam der rothe Reitersmann vorbei und die Sonne ging auf. Die Hexe Jaga setzte sich in den Mörser und verließ den Hof, indem sie mit dem Stößel peitschte und mit dem Besen ihre Spur hinter sich fortkehrte.

Wassilissa blieb allein zurück. Sie schaute sich in dem Hause der Hexe Jaga um, wo allerwärts Pracht und Reichthum herrschte und sann ängstlich darüber nach, mit welcher Arbeit sie jetzt zuerst anfangen sollte. Als sie aber die Augen erhob, war Alles schon gethan; sogar das Getreide hatte ihr Püppchen bis

zum letzten Korn aufgelesen. „O, Du hast mich errettet!" rief Wassilissa, „Du hast mich aus der Gefahr erlöst!"

„Jetzt brauchst Du nichts mehr zu thun als das Mittagessen zu kochen," sagte die Puppe und schlüpfte wieder in Wassilissa's Tasche. „Koche also in Gottes Namen und dann ruhe Dich aus."

Gegen Abend deckte Wassilissa den Tisch und wartete auf die Hexe Jaga. Der Tag neigte sich, der schwarze Reiter erschien einen Augenblick vor der Thüre, Alles wurde dunkel, nur die Augen der Schädel fingen an zu glänzen. Die Bäume krachten, die Blätter raschelten und die Hexe kam an. Wassilissa ging ihr entgegen.

„Ist Alles fertig?" fragte die Hexe Jaga.

„Sieh nur selbst," antwortete das junge Mädchen.

Die Hexe Jaga schaute sich ganz genau um, war wüthend weil sie nichts auszusetzen fand, und knurrte: „Gut, gut, ist Alles recht!" — Dann rief sie: „Meine Diener, Ihr eifrigen Freunde, da gibt es Korn zu schroten!"

Drei paar Hände erschienen, rafften das Getreide auf und trugen es fort.

Die Hexe aß zu Nacht, legte sich zu Bett und gab Wassilissa neue Aufträge: „Thue das Nämliche wie gestern; statt dem Getreide nimm aber morgen die Mohnkörner in Arbeit, welche auf dem Speicher liegen und säubere sie Korn für Korn von der Erde, die Einer aus Bosheit darunter gemischt hat."

Die Alte drehte sich nach der Wand, um zu schnarchen und Wassilissa bediente ihre Puppe. Das Püppchen aß und wiederholte Wassilissa dieselben Worte wie gestern: „Bete, und gehe schlafen; die Nacht bringt Rath. Alles wird fertig gemacht, liebe Wassilissa!“

Am folgenden Morgen kutschirte die Hexe Jaga abermals in ihrem Mörser davon; Wassilissa und ihre Puppe begaben sich sogleich an die Arbeit. Die Hexe kam nach Hause, schaute Alles an und rief: „Treue Diener, eifrige Freunde, preßt die Mohnkörner, damit ich Oel bekomme.“

Drei paar Hände erschienen, rafften die Mohnkörner auf und trugen sie fort. Die Hexe Jaga setzte sich zum Speisen nieder; während sie aß, stand Wassilissa schweigend neben ihr.

„Warum sprichst Du kein Wort?“ frug die Hexe, „man sollte meinen Du wärest stumm.“

„Ich getraue mich nicht;“ erwiderte Wassilissa. „Wenn Du es erlaubst, möchte ich Dich aber etwas fragen.“

„Frage, wenn Du willst; nicht alle Fragen dienen aber zum Heil. Viel wissen macht Kopfweh.“

„Ich möchte nur über etwas Auskunft haben, das ich sah: Als ich herkam ist auf einem Schimmel ein Reiter vorbeigekommen, der war auch ganz weiß und trug weiße Kleider. Wer ist das?“

„Das ist mein heller Tag,“ antwortete die Hexe Jaga.

„Dann kam auf einem Fuchse noch ein Reiter,

der war roth und trug auch rothe Kleidung. Wer ist das?"

„Das ist meine rothe Sonne."

„Und wer war der schwarze Reiter, der soeben vor der Thür an mir vorüber gallopirte?"

„Das ist meine schwarze Nacht; sie Alle sind meine Diener."

Wassilissa dachte an die drei paar Hände, sagte aber nichts.

„Warum fragst Du nicht weiter?" sprach die Hexe Jaga.

„Es ist genug, alte Mutter, Du hast selbst gesagt: Viel wissen macht Kopfweh."

„Du hast wohl gethan nur von Dem zu sprechen, was außer dem Hause geschieht. Ich mache meine Angelegenheiten gern allein ab und sind die Leute zu neugierig, dann fresse ich sie auf. Jetzt ist aber die Reihe zu fragen an mir: wie bringst Du Alles fertig, was ich Dir aufgebe?"

„Der Segen meiner Mutter steht mir bei," sagte Wassilissa.

„So, so! was soll das heißen? Mach', daß Du fortkommst, Du Gesegnete! ich kann keine gesegneten Leute in meinem Hause brauchen."

Sie schob Wassilissa zum Hause hinaus, setzte sie vor die Thüre, nahm einen der Schädel von der Umzäunung, steckte ihn auf eine Stange und gab ihr dieselbe mit den Worten in die Hand: „Da nimm,

das ist ein Licht, was Du Deinen Stiefschwestern heimtragen kannst. Es dünkt mich, daß sie Dich hergeschickt haben um gerade so etwas zu holen."

Wassilissa rannte fort; der Schädel leuchtete ihr und erlosch erst im frühen Morgenschimmer. Am Abend des zweiten Tages langte sie zu Hause an. Als sie an die Schwelle kam, hatte sie Lust den Schädel fortzuwerfen, aber eine hohle Stimme drang daraus hervor und sagte: „Wirf mich nicht weg! bringe mich zu Deiner Stiefmutter hinein!" Sie betrachtete das Haus, und da kein einziges Fenster erleuchtet war, beschloß sie den Schädel mit hinein zu nehmen. Zum ersten Mal im Leben wurde sie von ihrer Stiefmutter und den Stiefschwestern freundlich empfangen; sie sagten ihr, daß sie während ihrer Abwesenheit keinen Funken Feuer im Hause gehabt hätten. Kein einziges Schwefelhölzchen war angegangen und alle Lichter, welche sie von den Nachbarn nach Hause brachten, erloschen sobald sie über die Schwelle kamen.

„Vielleicht hält Dein Licht aus, Wassilissa!" sagte die Mutter. Der Schädel wurde in das Zimmer getragen; dort fingen aber dessen Augen an die Stiefmutter und ihre Töchter auf solch eine Weise anzustarren, ihnen solche Blitze zuzuschleudern, daß es gar nicht zu beschreiben ist! Sie wollten sich verstecken, die Augen drangen aber überall durch. Bis der Morgen kam, waren alle Drei zu Aschenhäufchen geworden. Nur Wassilissa kam mit dem Leben davon.

Bald darauf fuhr der König des Landes an dem Hause vorüber, sah die schöne Wassilissa auf der Schwelle sitzen und nahm sie zur Frau.

Der Glühvogel und der graue Wolf.

In einem fernen Königreiche lebte einst ein König Namens Witzlaw, welcher drei Söhne hatte: Prinz Dimitri, Prinz Wasili und Prinz Iwan.

Der Garten, welchen König Witzlaw besaß, war so prächtig, daß kein anderer Fürst auf der Welt seines Gleichen hatte. Eine Menge der seltensten und köstlichsten Bäume wuchsen darin und trugen unvergleichliche Blüthen und Früchte, der Lieblingsbaum des Königs war aber ein Apfelbäumchen, auf welchem lauter goldene Äpfelchen wuchsen. In diesem herrlichen Schloßgarten war ein Glühvogel heimisch geworden, dessen Federn von Gold blitzten und prangten und dessen Augen heller schimmerten als orientalischer Crystall. Er kam jede Nacht in König Witzlaw's Garten geflogen, setzte sich auf den Lieblingsapfelbaum, pflückte sich goldene Äpfel und flog dann wieder davon.

Der König Witzlaw wurde darüber sehr traurig, denn der Glühvogel pflückte ihm nach und nach alle seine Goldäpfelchen ab, und eines Tages rief er seine drei Söhne zu sich und sprach: Vielgeliebte Kinder,

ist Einer von Euch im Stande den Glühvogel einzufangen? Wer ihn mir lebendig bringt, der soll noch während meiner Lebzeit mein halbes Reich erhalten, und nach meinem Tode die zweite Hälfte."

Da riefen die drei Prinzen einstimmig. „Allergnädigster Herr Vater, königliche Hoheit! mit der größten Freude wollen wir versuchen, den Glühvogel lebendig zu fangen!"

Gleich in der folgenden Nacht begab sich Prinz Dimitri in den Garten, um Wache zu halten: Er legte sich unter den Apfelbaum in's Gras und schlief ein ehe er es sich versah; deshalb merkte er auch nichts davon, wie der Glühvogel herbeiflog und sich wieder ein paar goldene Äpfelchen abzupfte. Als der König Witzlaw am nächsten Morgen den Prinzen Dimitri zu sich rief und ihn frug: „Nun, lieber Sohn, hast Du den Glühvogel gesehen? Ja oder Nein?" — da antwortete Dimitri: „Nein, gnädigster Herr Vater, in dieser Nacht ist kein Vogel zugeflogen." Er hatte wohl gesehen, daß die Äpfelchen fort waren, schämte sich aber zu gestehen, daß er eingeschlafen war, statt Wache zu halten.

In der nächsten Nacht war die Reihe am Prinzen Wasili. Auch er setzte sich unter den Apfelbaum und wachte bis Mitternacht; dann wurden ihm aber die Augen so schwer, daß er unversehens einschlief und als er in der Frühe erwachte, waren wieder zwei Äpfelchen weg.

In der dritten Nacht hielt Prinz Iwan Wache; er saß mit weit offenen Augen unter dem Apfelbaum und spähte überall umher. Eine Stunde verging, dann noch eine und wieder eine, da beleuchtete sich auf einmal der ganze Garten mit solchem Glanz, wie ihn kein Licht und kein Feuer hervorbringen kann, und der Glühvogel kam zugeflogen, setzte sich auf den Apfelbaum und pflückte mit seinem Schnabel goldene Äpfelchen ab.

Prinz Iwan erhob sich so leise und so gewandt, daß er ihn wirklich bei dem Schweife packte, aber er war nicht im Stande ihn festzuhalten; der Glühvogel ließ seinen Schweif durch des Prinzen Hand schlüpfen wie Luft und flog davon. Weil Iwan aber so fest gegriffen hatte, blieb ihm doch eine Feder in der Hand, welche er als Beweis, daß er den Glühvogel bei seinem Diebstahl ertappt hatte, am nächsten Tage seinem Vater überbrachte.

König Witzlaw freute sich sehr über das gute Glück seines jüngsten Sohnes, denn wenn er auch nur eine Feder erhascht hatte, so war doch diese Feder so wunderbar leuchtend, daß Alles mit Licht überströmt wurde, wenn man sie in das dunkelste Gemach brachte; sie strahlte Glanz aus wie eine Sonne. Deshalb trug König Witzlaw diese Feder in seine Schatzkammer, um sie dort für ewige Zeiten zu bewahren.

Von dieser Zeit an kehrte der Glühvogel nicht mehr in den königlichen Garten zurück. Eines Tages

rief der König seine drei Söhne zusammen und sprach zu den zwei Ältesten: „Geliebte Kinder, zieht aus und versucht den Glühvogel zu erspähen und ihn mir lebendig zu bringen; seit ich seine Feder besitze kömmt er mir nicht mehr aus den Gedanken. Wer ihn fängt und bringt, erhält die Hälfte meines Reiches."

Dimitri und Wasili blickten bei diesen Worten hämisch auf ihren jüngsten Bruder, denn sie beneideten ihn, seit ihm gelungen war die leuchtende Feder zu gewinnen. Nachdem sie den Segen ihres Vaters empfangen hatten, zogen sie von dannen. Als sie fort waren, sagte Prinz Iwan: „Gieb auch mir Deinen Segen, königlicher Vater, denn ich möchte gleichfalls nach dem Glühvogel ausziehen."

„Liebes Kind," antwortete König Witzlaw, „Du bist für so weite mühselige Reisen noch zu jung. Warum willst Du mich verlassen? Es wäre nicht gut, wenn Ihr Alle zugleich von mir ziehen würdet, um vielleicht Jahre lang auszubleiben. Ich bin schon alt, und wenn mich Gott während Eurer Abwesenheit vom Leben abruft, wer sollte dann das Reich regieren? Es könnte Aufruhr und Zwistigkeit unter dem Volke entstehen und Niemand wäre da, um Ordnung zu schaffen. Oder der Feind könnte das Land überfallen, und wer sollte dann unser Heer führen?" Der König sprach noch mehr Dergleichen, aber es gelang ihm nicht, den Prinzen Iwan bei sich zurückzuhalten; dieser bat so dringend und un-

aufhörlich ihn ziehen zu lassen, daß sein Vater endlich nachgab und ihn mit seinem Segen entließ.

Prinz Iwan bestieg sein Roß und machte sich in aller Frühe auf den Weg, ohne selbst zu wissen wohin. Er ritt und ritt durch Wälder und Felder, über Berge und Thäler; das läßt sich schneller erzählen, als es geschehen ist. Endlich kam der Prinz auf ein offenes Wiesenfeld, in dessen Mitte eine hohe Säule errichtet war; er ritt näher und las auf der Säule folgende Inschrift: „Wer von dieser Säule gerade aus reitet, wird hungern und frieren. Wer sich zur Rechten wendet, bleibt frisch und gesund am Leben, aber sein Pferd kommt um. Wer aber nach links reitet, dessen Pferd bleibt frisch und gesund, er selbst aber wird getödtet werden.

Prinz Iwan las diese Sprüche, schüttelte den Kopf und ritt nach rechts, denn er dachte: „Wenn auch das Roß zu Grunde geht, so bleibe ich doch am Leben, und mit der Zeit kann man sich schon wieder ein anderes Roß verschaffen.“ Nun ritt er vorwärts, einen Tag, zwei Tage; am dritten begegnete ihm plötzlich ein großer, großer grauer Wolf, der sagte zu ihm: „Holla, kleiner Jüngling, Prinz Iwan, hast Du denn nicht auf der Säule gelesen, daß auf diesem Wege Dein Pferd getödtet wird? warum reitest Du hierher?“ — Kaum hatte er so gesprochen, da warf er unversehens den Prinzen vom Pferde, zerriß dieses in zwei Hälften und trabte weiter.

Prinz Iwan war sehr traurig über den Tod seines wackeren Rosses, weinte bitterlich und ging zu Fuße vorwärts. Nachdem er einen Tag und noch einen gegangen war, wurde er außerordentlich müde, setzte sich kummervoll am Rande des Weges nieder und ruhte aus. Auf einmal stand der graue Wolf wieder vor ihm und sagte: „Du dauerst mich, Prinz Iwan, ich sehe wie ermattet Du vom Gehen bist, ja daran bist Du nicht gewöhnt! Es thut mir jetzt selbst leid, daß ich Dein treues Pferd zerrissen habe, deshalb erlaube ich Dir, Dich auf meinen Rücken zu setzen. Sage mir nur, wohin Du gebracht sein willst und zu welchem Zweck?"

Prinz Iwan sagte dem grauen Wolf, was er im Sinne hatte und setzte sich auf seinen Rücken. Der Wolf trabte mit ihm so schnell vorwärts, daß er weit rascher von der Stelle kam als auf seinem Pferde. Nachdem sie fünf Tage und fünf Nächte geritten waren, hielt der graue Wolf vor einer steinernen Mauer still, die nicht sehr hoch war, und sagte: „Nun, Prinz Iwan, steige von meinem Rücken über diese Mauer; dahinter ist ein Garten, und dort sitzt der Glühvogel in einem goldenen Käfig. Nimm den Vogel heraus, laß aber den Käfig stehen, denn wenn Du ihn mitnimmst, kommst Du nicht mehr aus dem Garten fort und wirst gefangen."

Prinz Iwan überstieg die Mauer, sah den Glühvogel im Goldkäfig, nahm ihn heraus und machte

sich eilig auf den Rückweg; auf einmal kam ihm aber der Gedanke: „Warum habe ich eigentlich nicht auch den Käfig genommen? Wo soll ich denn mit dem Vogel hin auf der Heimreise, wenn ich keinen Käfig habe?“ Er kehrte um; sowie er aber den Käfig berührte, schallte ein Gerassel und Gepolter durch den ganzen Garten, denn durch den Goldkäfig waren Saiten gezogen, die klangen und erweckten die Wache. Im Nu war Prinz Iwan umringt und gefangen, und sobald es Tag war, wurde er sammt dem Glühvogel vor den König Dalmat geführt, welchem Garten und Vogel gehörten.

König Dalmat rief dem Prinzen Iwan mit lauter, zorniger Stimme entgegen: „Schämst Du Dich nicht, zu stehlen, kleiner Jüngling? Aus welchem Lande kommst Du, welchen Namen trägst Du, wer ist Dein Vater?“

Da sprach Prinz Iwan: „Ich komme aus dem Reiche des Königs Witzlaw, der mein Vater ist und werde Iwan genannt. Dein Glühvogel ist jede Nacht heimlich in unseren Garten gekommen und hat von meines königlichen Vaters Lieblings-Apfelbaum die goldenen Äpfelchen gestohlen; er hat den ganzen Baum verdorben. Deshalb sandte mich mein Vater aus, den Glühvogel ausfindig zu machen und zu fangen.“

„O, Du kleiner Jüngling, Prinz Iwan!“ sprach König Dalmat; „schickt es sich wohl, sich so zu be-

tragen wie Du gethan hast? Wärest Du zu mir gekommen und hättest mich schön um den Vogel gebeten, so würde ich ihn Dir in allen Ehren geschenkt haben. Wie wird es Dir aber gefallen, wenn ich es jetzt allerwärts laut verkündigen lasse, daß Du unehrlich gehandelt hast? Aber höre, Prinz Iwan, wenn Du mir einen Dienst leisten willst, dann soll Deine Schuld vergeben sein und ich schenke Dir den Glühvogel in allen Ehren. Reite in die weite Welt hinaus, in das ferne Königreich des Königs Afron und verschaffe mir dessen goldmähniges Pferd. Weigerst Du Dich, mir diesen Dienst zu erweisen, so lasse ich in meinem ganzen Lande ausrufen, daß Du ein ruchloser Dieb bist."

Prinz Iwan versprach dem Könige Dalmat, das Pferd mit der goldenen Mähne herbeizuschaffen und verließ sein Schloß in großem Kummer. Vor dem Thore wartete der Wolf auf ihn, und nachdem Iwan Alles erzählt hatte, sagte der graue Wolf: „O weh, Du kleiner Jüngling, Prinz Iwan, warum hast Du mir nicht gefolgt und den goldenen Käfig stehen lassen?"

„Ich habe Unrecht gethan," antwortete Iwan niedergeschlagen.

„Nun, wenn Du das einsiehst, dann setze Dich wieder auf meinen Rücken, ich führe Dich an den rechten Ort."

Prinz Iwan setzte sich auf und der graue Wolf

flog so schnell wie ein Pfeil. War es nun lang oder kurz, endlich langten sie im Lande des Königs Afron an. Es war mitten in der Nacht, und der Wolf hielt vor den königlichen Stallungen, die aus weißen Steinen erbaut waren. „Gehe hinein in den weißsteinigen Stall, Prinz Iwan, denn jetzt schläft die Wache. Jetzt gieb aber gut Acht! Nimm das goldmähnige Pferd, laß aber das goldene Zaumzeug unberührt, das daneben an der Wand hängt, sonst geht es Dir schlecht!“

Prinz Iwan eilte leise in den weißen Stall, nahm das Pferd und war im Begriff es fortzuführen, da erblickte er das goldene Zaumzeug und bekam so großes Verlangen danach, daß er es vom Nagel herunternahm. Kaum hatte er es berührt, als der ganze Stall von Donnergepolter widerhallte, denn durch das Zaumzeug waren klingende Drähte gezogen und hatten die Wache aufgeweckt. Prinz Iwan wurde festgenommen und zum König Afron geführt, der in ganz gleicher Weise mit ihm sprach wie König Dalmat gethan, und ihn bedrohte, seine Schande als Dieb im ganzen Lande verkündigen zu lassen, wenn er sich nicht dadurch Gnade erwerben wollte, daß er ihm aus weit entfernten Reichen Königin Helene die Schöne, zuführen würde. Wenn ihm das glückte, so wollte ihm König Afron nicht nur verzeihen, sondern ihm auch das goldmähnige Roß zum Geschenk machen.

Beschämt kehrte Prinz Iwan zum grauen Wolfe zurück, ließ dessen Vorwürfe über seine neue Unfolgsamkeit geduldig über sich ergehen und war froh, als ihm der Wolf versprach, ihn auch noch diesmal an sein Ziel zu tragen. Er setzte sich auf, und der graue Wolf lief noch schneller als ein Pfeil fliegt, so schnell wie es nur in einem Märchen möglich ist, bis er endlich im Reiche der schönen Königin Helene angelangt war.

Am goldenen Gitter, welches den Wundergarten der Königin rings umgab, hielt der Wolf still und sagte: „Jetzt steige ab, Prinz Iwan und gehe denselben Weg, welchen wir gekommen sind, zu Fuße zurück; dort erwarte mich auf freiem Felde unter der grünen Eiche.“

Prinz Iwan that so, und der graue Wolf verbarg sich in der Nähe des goldenen Gitters und wartete bis die schöne Königin Helene aus ihrem Schlosse trat, um im Garten spazieren zu gehen. Gegen Abend, als sich die Sonne neigte und die Luft angenehm kühl ward, erschien Helene die Schöne im Gefolge ihrer Hoffräulein und lustwandelte im Garten; dabei näherte sie sich der Stelle, wo der Wolf verborgen saß. Plötzlich sprang er über das Gitter, ergriff Helene, die schöne Königin, sprang mit ihr zurück auf den Weg und lief in das offene Feld zur grünen Eiche, wo Prinz Iwan wartete.

„Schnell!“ sagte der graue Wolf zu ihm, „steige

auf meinen Rücken, setze die Königin vor Dich und halte sie fest, ich trage Euch Beide!" Der Prinz setzte sich richtig auf, hielt Helene die Schöne ganz fest und der Wolf rannte vorwärts. Im Garten entstand großer Lärm, alle Hoffräulein und Dienerinnen schrieen und klagten. Viele suchten dem Wolf nachzusetzen, aber Keinem gelang es, ihn einzuholen und Alle mußten unverrichteter Sache zurückkehren.

Während Prinz Iwan und Helene, die schöne Königin, mit einander auf dem Wolfe in König Afron's Land reisten, gewannen sie sich lieb, und deshalb wurde der Prinz sehr traurig, als sie an der Grenze von dessen Reiche ankamen, denn jetzt sollte er sich ja von der Königin trennen und mußte sie dem König Afron überlassen. Bei diesem Gedanken fing Iwan zu weinen an.

„Was fehlt Dir, Prinz Iwan, warum weinst Du?" fragte der graue Wolf.

„Wie sollte ich nicht weinen? ich habe die Königin Helene so herzlich lieb, und muß sie jetzt bei dem König Afron lassen, damit er mir das Pferd mit goldener Mähne giebt! Thue ich es nicht, dann macht mich König Afron ehrlos in seinem ganzen Reiche, und König Dalmat gleichfalls."

„Ich habe Dir schon manchen Dienst gethan, Prinz Iwan, und ich will Dir noch einmal dienen," sagte der Wolf. „Hör einmal! Ich selbst will mich in die Gestalt der schönen Königin Helene verwandeln

und so kannst Du mich zum König Afron führen, der mich für Helene die Schöne halten und Dir das Pferd mit goldener Mähne geben wird. Dann setze Dich auf und reite mit der Königin fort — weit — weit! Nach einigen Tagen werde ich den König Afron um Erlaubniß bitten, im freien Felde spazieren zu gehen und er wird mich mit den Hoffräulein und' Zofen hinauslassen. Wenn Du dann an mich denkst, kann und muß ich bei Dir sein!"

Kaum hatte der graue Wolf zu Ende gesprochen, so warf er sich zur Erde und verwandelte sich in die schöne Königin Helene und war ihr so ähnlich, daß ihn Niemand von ihr selbst unterscheiden konnte. Prinz Iwan nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu König Afron's Schloß, nachdem er der wirklichen Königin Helene geheißen hatte, außerhalb der Stadt auf ihn zu warten.

Als der Prinz mit der vermeintlichen schönen Königin zu Afron kam, freute sich der König über alle Maßen, denn er hatte sich Helene die Schöne schon längst zur Frau gewünscht. Deshalb schenkte er auch dem Prinzen Iwan das goldmähnige Pferd mit Freuden und behielt die falsche Königin bei sich. Iwan setzte sich auf das Roß mit goldener Mähne, ritt vor die Stadt, hob die schöne Königin zu sich in den Sattel und schlug den Weg nach dem Reiche des Königs Dalmat ein.

Inzwischen blieb der graue Wolf einen Tag,

auch den zweiten und dritten Tag bei König Afron und lebte an seiner Seite als wäre er Helene die Schöne. Am vierten Tag erbat er sich Erlaubniß im freien Felde spazieren zu gehen, weil er es sonst vor lauter Sehnsucht und Traurigkeit nicht aushalten könnte. Afron erwiderte: „Bist Du so traurig, schöne Helene? und doch thue ich gern Alles, um Dich zu erfreuen. Gern will ich Dir erlauben im freien Felde spazieren zu gehen.“ Zugleich befahl er allen Zofen und Hoffräuleins die Königin zu begleiten.

Prinz Iwan war indessen seines Wegs geritten, unterhielt sich gut mit der schönen Helene und vergaß darüber ganz und gar an den grauen Wolf zu denken. Auf einmal fuhr ihm aber der Gedanke durch den Kopf: „Ach wüßte ich doch, wo jetzt mein grauer Wolf ist?“

„Hier bin ich,“ sagte der Wolf, und stand plötzlich vor dem Prinzen Iwan; „setze Dich auf meinen Rücken und lasse die schöne Königin allein auf dem goldmähnigen Pferde reiten.“

Es geschah wie der Wolf gebot und so ritten sie dem Reiche des Königs Dalmat zu. War es nun lang oder kurz, endlich langten sie dort an und als sie noch drei Meilen von der Stadt entfernt waren, hielt Prinz Iwan den grauen Wolf an und bat: „Höre mich an, theurer Freund, mein lieber grauer Wolf! Du hast mir so viele gute Dienste erwiesen, erzeige mir noch einen letzten! Könntest Du Dich nicht

auch in das goldmähnige Pferd verwandeln, wie Du Dich in Helene die Schöne verwandelt hast? Ich kann mich gar nicht entschließen, mich von diesem Pferde zu trennen!"

Der Wolf antwortete nicht, warf sich aber plötzlich zur Erde und stand im nächsten Augenblicke da als Roß mit goldener Mähne. Prinz Iwan führte die Königin Helene auf ihrem Pferde nach einer grünen Wiese, hieß sie dort auf ihn warten, setzte sich auf den verwandelten Wolf und ritt in König Dalmat's Hauptstadt ein. Sobald der König das goldmähnige Roß sah, freute er sich außerordentlich, trat aus seinem Gemach in den Schloßhof, um Prinz Iwan zu begrüßen, küßte ihn auf die Honiglippen, ergriff seine Rechte und führte ihn in seine Prunkgemächer. Er befahl sogleich ein Freudenfest zu rüsten, setzte sich mit Prinz Iwan an den Eichentisch zum Gastmahl und belustigte sich mit ihm bis zum späten Abend. Dann übergab er dem Prinzen in vollen Ehren den Glühvogel im goldnen Käfig und ließ ihm ein prächtiges Schlafgemach anweisen.

Prinz Iwan ging aber nicht zu Bette, sondern verließ das Schloß in aller Stille, begab sich zur Königin Helene, bestieg mit ihr das goldmähnige Roß und flog über Berge und Thäler, durch Wälder und Felder heimwärts in seines Vaters Reich.

Als König Dalmat am nächsten Morgen befahl das Pferd mit goldener Mähne zu satteln, weil er

in das freie Feld hinausreiten wollte, machte es wilde Sprünge und wollte sich nicht satteln lassen. Nachdem dies aber dennoch geschehen war und der König sich aufsetzte und wegritt, schlug es im offenen Felde mit den Hinterbeinen aus, warf den König ab, verwandelte sich vor seinen Augen in den grauen Wolf und rannte auf und davon, so schnell, daß der Wolf bald den Prinzen Iwan eingeholt hatte und sich ihm wieder zum Ritte anbot wie früher.

Als die Königin auf dem goldmähnigen Rosse und der Prinz auf dem Wolfe den Ort erreicht hatten, wo der graue Wolf des Prinzen Pferd zerrissen hatte, blieb er stehen und sagte: „Ich habe Dir treu und redlich gedient, Prinz Iwan; hier habe ich dein Pferd in zwei Stücke zerrissen und nun bringe ich Dich an den gleichen Ort zurück. Du brauchst mich nicht mehr, denn statt Deines früheren Pferdes besitzest Du jetzt das mit der goldenen Mähne. Es trägt Dich wohin es Dir beliebt, ich aber bin fortan nicht mehr Dein Diener!“ Bei diesen Worten trabte der graue Wolf fort in des Waldes Dickicht.

Prinz Iwan weinte bitterlich als er seinen grauen Wolf nicht mehr sah, dann setzte er seine Reise fort bis er über kurz oder lang mit der schönen Königin Helene sein Vaterland erreichte. Als er aber nur noch ein paar Meilen weit nach Hause hatte wurde er so müde, daß er abstieg, um mit der Königin ein Weilchen im Schatten eines Baumes zu rasten,

denn die Sonne brannte heiß auf den Weg. Er band sein goldmähniges Pferd an den Stamm des Baumes, stellte den Käfig mit dem Glühvogel neben sich in das Gras und führte mit der schönen Königin fröhliche Gespräche, während sich Beide im weichen Grase ausruhten; ehe sie es sich versahen, waren sie aber eingeschlafen.

Um dieselbe Stunde kamen aber auch die Prinzen Dimitri und Wassili nach Hause geritten. Sie hatten viele Länder durchstreift und als sie den Glühvogel nirgend fanden, kehrten sie mißmuthig in ihr Königreich zurück. Zu ihrem großen Erstaunen sahen sie ihren Bruder Iwan im Grase liegen und schlafen, die schöne Königin an seiner Seite, das goldmähnige Pferd hinter sich und den Glühvogel im Goldkäfig neben sich. Da erfaßte sie Neid und Zorn und sie beschlossen ihren Bruder zu tödten.

Prinz Dimitri zog sein Schwert aus der Scheide und erstach den Prinzen Iwan. Hierauf weckten sie die Königin Helene und fingen an sie auszuforschen: „Aus welchem Lande kömmst Du, schönes Mädchen, wer ist Dein Vater und wie nennst Du Dich selbst?“ — Als aber die Königin den todten Prinzen Iwan erblickte, fing sie an heiße Thränen zu vergießen und sagte bitterlich weinend: „Ich bin die schöne Königin Helene und Prinz Iwan, den Ihr böswillig umgebracht habt, hat mich hierher geführt. Hättet Ihr ihn herausgefordert, mit Euch im offenen Felde zu kämpfen,

dann wäret Ihr tapfere Ritter, was habt Ihr aber für Ehre davon, daß Ihr ihn im Schlafe getödtet? Wer schläft, ist schon so wehrlos wie ein Todter!"

Da setzte ihr Prinz Dimitri die Spitze seines Schwertes auf das Herz und drohte: „Höre, schöne Helene, Du bist in unseren Händen! Wir führen Dich jetzt zu König Witzlaw, unserem Vater; wenn Du ihm nicht sagst, daß wir es sind, welche Dich, den Glühvogel und das goldmähnige Pferd erobert haben, so mußt Du auf der Stelle des Todes sterben."

Die Königin fürchtete sich vor dem Tode und versprach, Alles, was von ihr verlangt würde, zu sagen. Nun zogen die beiden Brüder das Loos darüber, wer die schöne Königin und wer das Pferd mit goldener Mähne bekommen sollte, und Prinz Wassili gewann Helene die Schöne, Prinz Dimitri aber das goldmähnige Pferd. Wassili hob die Königin zu sich auf sein eigenes Roß, Dimitri setzte sich auf das gewonnene Wunderpferd und nahm den Goldkäfig mit dem Glühvogel vor sich, welchen beide Brüder gemeinschaftlich ihrem Vater übergeben wollten, dann ritten sie der Hauptstadt zu.

Prinz Iwan blieb dreißig Tage lang als Todter auf derselben Stelle unter dem grünen Baume liegen; da kam eines Tages der graue Wolf dorthin und erkannte seinen Prinzen Iwan. Sogleich beschloß er, ihn wieder zum Leben zurückzubringen, wußte aber nicht recht, wie er das anfangen sollte. Da sah er

eine alte Räbin mit ihren zwei Jungen über dem Todten schwirren und flattern. Schnell versteckte sich der graue Wolf im Gebüsch und als sich die jungen Raben zur Erde niederließen und sich auf den todten Prinzen setzten, sprang der Wolf plötzlich aus den Büschen hervor, ergriff die Raben und machte Miene sie zu zerreißen.

Da flog die alte Räbin zur Erde nieder, setzte sich etwas abseits und sprach zu ihm: „Ei, Wolf, laß meine jungen Kinder los, sie haben Dir ja nichts zu Leide gethan!“

„Hör' einmal, Räbin,“ sagte der Wolf, „ich will Deine Kinderchen heil und gesund loslassen, wenn Du mir dafür einen Dienst zu leisten versprichst! Du sollst über Wälder und Thäler fortfliegen in ein fernes, fernes Reich und mir von dort Wasser des Todes herbeiholen und Wasser des Lebens.“

„Gern will ich Dir das zu Gefallen thun,“ antwortete die Räbin; „aber, wie gesagt, rühre meine Söhne nicht an!“ Damit erhob sie sich in die Luft und flog fort, weit, weit, bis sie dem Wolfe ganz aus den Augen war. Er wartete drei Tage auf sie und fütterte inzwischen die jungen Raben, bis ihre Mutter wiederkam. Als die Räbin am dritten Tage wieder zuflog, trug sie in der einen Klaue ein Fläschchen mit Wasser des Lebens, in der andern eines mit Wasser des Todes und übergab beide dem grauen Wolf.

Sobald er die Fläschchen in Besitz hatte, zerriß

er einen der jungen Raben in zwei Theile ohne sich an das Jammergeschrei der Räbin zu kehren. Gleich darauf benetzte er ihn mit Wasser des Todes und der junge Rabe wuchs wieder zusammen; dann sprengte er Wasser des Lebens auf ihn und sogleich belebte sich der Rabe und flog mit seiner Mutter und seinem Bruder davon.

Jetzt benetzte der graue Wolf den Körper des Prinzen Iwan mit dem Wasser des Todes, sodann besprengte er ihn mit dem Wasser des Lebens und alsobald erhob sich Prinz Iwan, dehnte und streckte sich und sagte: „O, wie lange habe ich geschlafen!"

„Ja, Prinz Iwan, Du hättest in alle Ewigkeit schlafen können, wenn ich nicht gewesen wäre, sagte der Wolf. „Du weißt nicht, daß Dich Deine Brüder getödet und Dir Alles fortgenommen haben, was Du gewonnen hattest: Königin, Glühvogel und Wunderpferd. Jetzt eile Dich, nach Hause zu kommen, denn Dein Bruder Wassili ist eben im Begriff Deine Braut zu heirathen. Setze Dich noch einmal auf meinen Rücken, ich trage Dich schnell hin."

Prinz Iwan setzte sich auf, der Wolf trug ihn pfeilschnell bis zur Hauptstadt und nachdem der Prinz abgestiegen war und sich sehr herzlich bedankt hatte, begab er sich gerade aus in das Schloß, wo schon Alles zur Hochzeitsfeier des Prinzen Wassili und der schönen Königin bereitet war. Beide saßen an der festlichen Tafel, da trat Prinz Iwan plötzlich in das

Prunkgemach. Sobald ihn Helene die Schöne erblickte, sprang sie auf, eilte ihm entgegen, küßte ihn auf seine Honiglippen und sprach: „Dieser hier, der Prinz Iwan, ist mein wahrer Bräutigam — nicht jener Bösewicht, der an der Tafel sitzt.“

Da erhob sich König Witzlaw von seinem Thron und befragte die schöne Königin, was Das zu bedeuten hätte? Sie berichtete nun die volle Wahrheit, wie sich Alles zugetragen, und daß die Prinzen Wassili und Dimitri sie durch beständige Drohungen gezwungen hätten, nach ihrem Gebot zu sprechen und zu thun. Als König Witzlaw erfuhr, daß diese Beiden ihren Bruder getödtet und ihn selbst betrogen hatten, ergrimmte er und ließ sie in Ketten werfen. Prinz Iwan aber heirathete die schöne Königin Helene, erhielt das halbe Königreich und lebte fortan in Liebe und Freude.

Vom guten Fährmann und von Russalka, der Seejungfrau.

Mit Bild.

Es war einmal ein alter Fährmann, der lebte mit seinen drei erwachsenen Söhnen in Noth und Dürftigkeit. Sie hatten es niemals gut gehabt, manchmal fehlte es ihnen sogar an trockenem Brode, denn ihr Acker war der Flugsand, ihr Anger der Sumpf

und ihre Fähre wurde nachgerade so alt und morsch, daß Niemand mehr gern darauf fuhr. Der arme Greis wurde älter und älter; endlich erkrankte er und starb.

Im Augenblicke seines Todes bedeckte sich der Himmel mit Wolken, es blitzte und donnerte, der Regen ergoß sich wie aus Eimern und bald entstand eine so reißende Ueberschwemmung, daß die Fähre plötzlich vom Tau losgerissen und Gott weiß wohin entführt wurde.

Als die drei Brüder dies sahen, fingen sie an zu weinen, weinten und weinten bis ihnen sogar die Thränen versiegten. Was sollten sie jetzt anfangen? Sie besaßen kein Geld, um ihren Vater begraben zu lassen, kein Mittel mehr sich ihren Unterhalt zu verdienen und wußten nicht wie es besser werden könnte. Da kam ein Greis mit schneeweißem langem Barte des Weges und fragte sie: „Weshalb weint Ihr, meine Kinder?“

„Wie sollten wir nicht weinen!“ antworteten die Brüder. „Unser Vater ist todt, wir haben Hunger und keinen Pfennig um uns Brod zu kaufen und wissen uns auch künftig nicht zu helfen, denn unser letztes Eigenthum, die Fähre, ist nach Gottes Willen von dem Wasser in's Weite getrieben worden.“

„Da es nach Gottes Willen geschah, müßt Ihr an das Sprichwort denken: Alles Schlimme hat sein Gutes! Wen Gott liebt, dem schickt er ein Kreuz und

wenn es geduldig getragen wird, dann kommt das Glück nach. Weinet nicht mehr, seid ruhig, der liebe Gott wird Euch nicht verlassen, — blickt nach dem Flusse! dort liegt ja Eure Fähre am Ufer."

Eilig liefen die Brüder dem Flusse zu, und da lag wahrhaftig eine nagelneue Fähre angebunden und eine Menge Leute standen dort und warteten darauf übergesetzt zu werden. Da wurden die Augen der Brüder hell, ihr Herz schlug vor Freude, sie stürzten nach ihrer Hütte zurück, um dem wundersamen märchenhaften Greise zu danken; dieser war aber nirgend mehr zu finden.

Von diesem Tage an ging es den Brüdern sehr gut. Nachdem sie die vielen Leute übergefahren, welche sie damals am Ufer getroffen, hatten sie ihren Vater bestattet, alle Nachbarn zu seinem Todtenmahle geladen und von nun an so gut gewirthschaftet, daß Wohlstand, Ruhe und Glück in ihrem Hause einkehrten. Aber im Sprichwort heißt es mit Recht: „Die Noth hat Füße, das Glück hat Hörner!" Wem es schlecht geht, der sucht Gott, ist die böse Zeit vorbei, wird der liebe Gott vergessen. So machten es die zwei ältesten Brüder! Obgleich sie selbst so viele Noth ausgestanden, hatten sie doch kein Herz für die Armen. Sie fuhren Niemand umsonst auf ihrer Fähre über, weder Bettler noch arme Krüppel; manchmal bat ein Greis oder ein armes krankes Bäuerlein mit Thränen ihn überzusetzen, wer aber kein Geld hatte, wurde fortgejagt.

Der Jüngste war ganz anderer Art. Wenn die Reihe des Ueberfahrens an ihm war, denn die Brüder wechselten damit tagweise ab, dann zeigte er sich stets mit dem Geringsten zufrieden, was ihm gegeben wurde, fuhr jeden Armen unentgeldlich und half sogar den Dürftigen und Betrübten mit guten Worten und Thaten aus ihrer Noth. Als seine Brüder dies bemerkten, wurden sie zornig auf ihn und da er sich nicht abhalten ließ so zu handeln, schlossen sie ihn zuletzt von der Theilung des Verdienstes aus. Während sie reich wurden, blieb er arm, war aber stets zufrieden.

Einmal, bei Sonnenuntergang, als gerade der älteste Bruder die Fähre lenkte, kam derselbe Greis mit schneeweißem langem Barte an das Ufer, welcher am Todestage des Vaters die weinenden Söhne getröstet und ihnen die Fähre gezeigt hatte; der Fährmann erkannte ihn aber nicht.

„Setze mich über, guter Mann," sagte der Alte, „freilich kann ich Dich nicht bezahlen, aber vielleicht zahlt statt meiner der liebe Gott!"

„Für ein „Vergelt's Gott!" fahr ich nicht," antwortete der Aelteste. „Davon wird man weder satt noch warm; ich brauche Geld."

„So, nimm als Ersatz diesen leeren Geldbeutel!"

„Geh erst und bettle etwas hinein, dann kannst Du wiederkommen, — für jetzt mache Dich fort."

Der Greis wartete und bat noch ein Weilchen; als es umsonst war, ging er weg. Am nächsten Tage,

wo die Reihe am mittelsten Bruder war, kehrte der Alte an das Ufer zurück, und es begab sich ganz das Nämliche wie gestern zwischen ihm und dem Fährmann. Als aber der Greis am dritten Abende nochmals wiederkam und diesmal den Jüngsten auf der Fähre traf, fand seine Bitte sogleich Gehör, der junge Fährmann setzte ihn über, ohne auf weitere Fahrgäste zu warten und sprach, als sie am andern Ufer angelangt waren, freundlich: „Geh in Gottes Namen weiter, mein Alterchen!"

„Wie steht es aber mit der Bezahlung?" fragte der Greis.

„Hast Du etwas, dann gieb mir was Du willst; hast du nichts, so nehme ich Gotteslohn."

„So nimm wenigstens diesen leeren Beutel von mir zum Lohne an, guter Fährmann! An sich ist er werthlos und alt, wenn Du ihn aber schüttelst und dabei sprichst:

„Im Namen des Gebers aller Gaben
Wünsche ich Gold sogleich zu haben" —

dann wirst Du sehen was geschieht." Bei diesen Worten legte der Greis den Beutel in die Hand des guten Fährmannes und verschwand. Dieser wunderte, sich, steckte den alten Beutel ein und ging nach Hause, wo seine Brüder bei einem reichlichen Abendessen saßen und ihn verspotteten, denn sie hatten von Weitem gesehen, daß er heute Niemand übergesetzt hatte, als

den von ihnen abgewiesenen alten Bettler. Der Jüngste schwieg darauf, zog aber seinen Beutel heraus, schüttelte ihn und sprach heimlich:

„Im Namen des Gebers aller Gaben,
Wünsche ich Gold sogleich zu haben!“

Da blitzte es, ein gewaltiges Brausen ließ sich vernehmen und Goldstücke hagelten in Menge von der Decke nieder. Die älteren Brüder sprangen von ihrer Mahlzeit auf, um voll Habgier einen Theil des Goldes an sich zu raffen, was ihnen der Bruder gern gönnte.

Nun war der gute Fährmann reich, that Vielen wohl, half überall den Armen, Wittwen und Waisen und ließ seine Brüder reichlich an seinem Reichthum Theil nehmen. Diese waren aber trotzdem nicht zufrieden, denn sie beneideten ihn um den goldschüttenden Beutel. Eines Tages belauschten sie die Worte, welche er während des Schüttelns sprach, stahlen ihm den Beutel während er schlief und verließen heimlich ihr Vaterhaus, aus welchem sie alles Werthvolle mitnahmen. Nachdem sie den Beutel oft genug geschüttelt hatten, um eine große Summe Geldes zu besitzen, kaufte der Eine Waaren ein und befrachtete damit ein Schiff, der Andere belud zwölf vierspännige Frachtwagen mit mancherlei Gut und sie zogen in die weite Welt, denn ihr Ehrgeiz war, sich als kluge und angesehene Kaufleute im Handel berühmt zu machen und dann große Ländereien anzukaufen.

Aber das Sprichwort sagt: „Der Jäger schießt, Gott lenkt die Kugel.“ Des Aeltesten Schiff strandete auf einer Sandbank und er selbst mußte dort in der Oede inmitten aller seiner Schätze und Goldhaufen verhungern. Der Mittlere wurde, während er mit seinen Frachtwagen einen Wald durchzog, von Räubern angegriffen, die ihm die ganze Ladung nahmen, ihn dann erschlugen und seinen Körper den Raben überließen.

Inzwischen war am Morgen nach dem Diebstahl und der Flucht seiner Brüder der gute Fährmann aufgewacht, vermißte sogleich seinen Beutel und fand das ganze Haus ausgeleert. Als er sich so mit einem Male wieder arm sah, seufzte er, bekreuzigte sich und begab sich auf seine Fähre, womit er sich nun wieder Tag für Tag sein Brod verdiente bei harter Arbeit. Auch jetzt versäumte er es nie, den Armen zu helfen wo er konnte.

Eines Abends erschien der bekannte weißbärtige Greis wieder, um sich übersetzen zu lassen und der gute Fährmann, welcher ihn froh begrüßte, erzählte demselben während der langsamen Fahrt sein erlebtes Schicksal.

„Deine Brüder haben schlecht gehandelt und werden dafür büßen,“ sagte der Alte. „Du bist aber auch unvorsichtig gewesen. Ich will Dir noch einmal helfen: nimm diese Angel und halte fest, was sich damit von selbst fangen wird, sorge ja, daß es Dir nicht entschlüpft, denn Du wirst es später sehr nöthig brauchen.“

Kaum hatte der Greis ausgesprochen und die Angel hingegeben, so war er verschwunden. Der gute Fährmann stand verwundert am Rande seiner Fähre und betrachtete die kostbare Angel; sie bestand aus Diamant, die Angelschnur war von Silber, die Ruthe aus Bernstein und der Angelhaken von Gold. Während er noch schaute, sprang die Angel plötzlich aus seinen Händen in das Wasser, die Schnur spannte sich dem Flusse entlang, schnappte nieder und der Fährmann fühlte im Wasser ein Zupfen am Haken. Schnell zog er an und was er aus der Tiefe auf die Oberfläche des krystallreinen Wassers hob war etwas so Seltsames, daß er ganz stumm vor Staunen ward. Seine Angel hatte eine Seejungfrau erfaßt, die war halb Jungfrau, halb Fisch, wunderschönen Angesichts; als sie mit der süßesten Stimme anfing zu singen und ihn mit ihren zauberischen Augen und reizendem Lächeln anblickte, vergingen ihm die Sinne vor Hören und Schauen.

„O, lieber Fährmann, mache die Angel aus meiner Haarflechte los!" sang die Seejungfrau; „gleich wird die Sonne untergehen, und wenn mich ihre Strahlen nicht mehr bescheinen, höre ich auf ein Wasserweibchen zu sein."

Der Fährmann antwortete nicht, zog die Angel näher, erfaßte die Seejungfrau mit beiden Armen, hüllte sie in seinen Mantel, und obgleich sie sich mit allen Kräften loszuwinden strebte, hielt er sie doch fest und löste auch die Angel nicht aus ihrer Haarflechte.



Der gute Fährmann und Russalka.



Da ging die Sonne unter und in demselben Augenblicke stöhnte die Gefangene und hörte auf, zur Hälfte ein Fisch zu sein.

„Jetzt bin ich kein Wasserweibchen mehr", sagte sie zum guten Fährmann, „und wenn Du willst, so werde ich Deine Frau. Lasse mich nur aus Deinem Mantel frei und führe mich in die nächste Kirche, damit uns ein Priester traut."

Der Fährmann ließ sie los, und vor ihm stand eine wunderschöne Jungfrau in Hochzeitsgewändern, mit dem Myrthenkranz im Haare, einem schneeweißen Kleide und einem Gürtel von den Farben des Regenbogens. In ihren Flechten und auf ihrem Halse blitzten Diamanten und in ihrer Hand trug sie den goldspendenden Beutel. Beide gingen zusammen in die Kirche, wo schon ein Priester am Altare und der Küster auf der Orgel bereit standen. Sie wurden getraut und der Fährmann lud seine Nachbarn zu einem herrlichen Gastmahle ein. Nachdem Alle gegessen, getrunken und sich belustigt hatten, schüttelte die junge Frau des Fährmanns den goldspendenden Beutel und sang:

„Im Namen des Spenders aller Gaben
Soll jeder Gast an Gold sich laben!"

Da brauste und blitzte es und vom Himmel nieder hagelte es so viel Gold, daß Alle, welche anwesend waren, davon so viel aufraffen konnten als sie wollten und mit Schätzen beladen fröhlich in ihre

Häuser zurückkehrten. Nun erfuhr auch der Fährmann, daß seine junge Frau, als sie noch Fischweibchen war, den goldspendenden Beutel auf der Sandbank gefunden hatte, wo der Älteste umgekommen war.

Der gute Fährmann und seine schöne Frau lebten sehr glücklich zusammen, es fehlte ihnen nichts auf Gottes weiter Welt, sie gaben den Armen reichlich, und wer auf ihrer Fähre überfuhr, brauchte nicht blos keinen Heller zu bezahlen, sondern es bekam auch Jeder noch ein Goldstück zum Geschenk.

In diesem Lande regierte ein König, dessen älterer Bruder vor einem Jahr Gott weiß wohin verschwunden war, worauf dieser Jüngere den Thron erbte. Dieser König hörte von dem erstaunlichen Reichthum des Fährmannes und beschloß, selbst einmal in die Gegend zu reisen, um zu sehen ob sich Alles so verhielt wie ihm berichtet worden. Als er hin kam und die großen Schätze sowohl, als die wunderschöne Frau des Fährmannes zu Gesicht bekam, fing er an ihn darum zu beneiden und beschloß, ihn in das Verderben zu stürzen. Gerade damals fand eine große Sonnenfinsterniß statt und dies benützte der König, um dem Fährmann zu sagen, da er so viel von dessen Klugheit gehört hätte, sei er gekommen, ihm den Auftrag zu geben, daß er die Ursache dieser Sonnenfinsterniß herausbringen sollte. Wenn ihm das nicht gelänge, sollte er lieber gar nicht mehr nach Hause kommen, denn in diesem Falle würde er enthauptet."

Der Fährmann kehrte nachdenklich zu seiner Frau zurück und fing an bitterlich zu weinen; auf ihre Frage berichtete er ihr was der König von ihm verlangt und womit er ihn bedroht hatte.

„Weine nicht, lieber Mann!“ sagte sie. „Ich werde Dich belehren was Du thun mußt, um die Neugier des Königs zu stillen. Nimm diesen Knäuel, er wird Dir als Wegweiser dienen und dann führe Alles genau so aus, wie ich es Dir sage.“

Nachdem der Fährmann herzlichen Abschied von seiner Frau genommen, ging er hinaus in das offene Feld und warf den wegweisenden Knäuel vor sich, der nach Osten zu rollte, immer vor ihm her. Der Fährmann ging und ging über hohe Berge, grüne Felder, durch dichte Wälder ein, zwei Wochen lang, bis er zu einer Stadt kam, die in Schutt und Trümmern lag; dort war ein ganzer Morgen Feldes mit lauter unbestatteten Todten bedeckt. Sogleich wanderte der gute Fährmann nach der nächstgelegenen Ortschaft und holte Leute und einen Priester herbei; viele Gräber wurden gegraben und die Todten alle fromm bestattet. Nun ging der Fährmann weiter und weiter. Das ist leicht erzählt, aber nicht so schnell gethan.

Nach zwei, drei Wochen, immer gegen Osten zu hinter dem weiterrollenden Knäuel kam der Fährmann an einen Ort, wo die Wolken mit dem östlichen Rande der Erde zusammenstoßen. Dort stand ein großer goldener Palast mit einem Dache von Bernstein,

Fenstern von Krystall und Diamantthüren; die ganze Veranda bestand aus glänzenden Edelsteinen. Der Knäuel rollte auf die Veranda in den Palast und der Fährmann folgte nach. Als er eintrat sah er in einem großen Saale eine ehrwürdige alte Frau am goldenen Rocken spinnen, die bei seinem Anblick sogleich sprach: „Du Ärmster, warum bist Du hiehergekommen? Weißt Du nicht, daß ich die Mutter der Sonne bin? Meine Tochter kommt bald nach Hause und findet sie Dich hier, dann wird sie Dich verbrennen."

„Was kann ich thun, liebes Mütterchen? ich muß da bleiben, denn dringende Noth hat mich hergeführt." Und nun erzählte er ihr Alles.

„Steht es so, dann muß ich Dir helfen," antwortete das Mütterchen, als er zu Ende gekommen war. Du bist es also gewesen, der vor einigen Tagen die Bewohner der Stadt bestattet hat, welche meiner Tochter gehört. Ein unterirdischer Höllendrache hatte diese Sonnenstadt angegriffen, ihre Häuser in Asche verwandelt und alle Einwohner getödtet. Wisse nun daß meine Tochter auf ihrem zweirädrigen Diamantwagen, der mit zwölf wunderbaren weißen, goldmähnigen Rossen bespannt ist, vom Morgen bis zum Abend über den gestirnten Himmel hinfährt und mit ihrem strahlenden Antlitz die Gotteswelt erwärmt und beleuchtet! Ermüdet von ihrer Tagesreise kehrt sie dann zurück in diesen Palast — Siehe, da kommt sie schon! Verstecke Dich und gieb Acht auf Alles, was sie mit mir sprechen wird!"

Bei diesen Worten berührte die Mutter der Sonne den Fährmann mit ihrer Spindel an der Stirne, verwandelte ihn in ein Herrgottkäferchen und setzte ihn auf das Fenster. Gleich darauf ertönte vor dem Palast das Wiehern der zwölf goldmähnigen Rosse, der zweirädrige Diamantwagen rasselte heran, die Doppelthüren des Saales öffneten sich und die strahlende Sonne trat ein. Nachdem sie ihre Mutter begrüßt hatte, streckte sie sich auf ihrem Korallenbette aus und sprach: „Wie mir scheint riecht es hier nach einer menschlichen Seele.“

„Was sprichst Du da, liebe Tochter, wo könnte eine solche hergekommen sein? Du weißt doch, daß keines Menschen Fuß hieher dringt.“

Die Sonne stellte sich als glaubte sie diesen Worten, schaute aber unruhig nach allen Seiten des Gemachs.

„Sei doch ruhig, Tochter, erzähle mir lieber, warum Du Dich vor ein, zwei Monaten verfinstert hast?“

„Wie hätte ich damals leuchten können?“ sagte die Sonne mit verdunkelter Stirn. „Der große zwölfköpfige Drache, welcher der unterirdischen Finsterniß entstammt, hat mir ja um diese Zeit meine Lieblingsstadt zertrümmert und mich selbst angegriffen um mich zu verzehren. Ich mußte aufhören zu leuchten um mit ihm zu kämpfen, und wahrscheinlich hätte

ich ihn nicht so bald besiegt, wenn mir nicht Russalka, die Wasserjungfrau, geholfen hätte.

Als sie dem Drachen mit ihrer Wunder-Stimme zusang und ihn mit ihren zauberischen Augen anblickte, war seine Wuth plötzlich verschwunden; er starrte diese wunderbare Schönheit an und ich benützte den Augenblick, um ihn zu Kohle zu verbrennen und in das todte Meer zu werfen."

Nachdem die Sonne dies erzählt, schlummerte sie bald ein. Der Fährmann erhielt durch Berührung mit der Spindel seine eigene Gestalt zurück, bedankte sich bei der Mutter der Sonne und verließ heimlich den Palast, worauf er dem fortrollenden Knäuel folgte und wieder zu seiner Frau nach Hause kam.

Am nächsten Morgen begab er sich zum König und stattete ihm Bericht ab; als dieser von der unbeschreiblichen Schönheit der Wasserjungfrau Russalka hörte, befahl er dem Fährmann, dieselbe ausfindig zu machen und ihm zuzuführen. „Findest Du sie nicht," sagte der König, „dann kehre lieber gar nicht zurück, denn in diesem Falle wirst Du sterben müssen."

Betrübt und nachdenklich ging der Fährmann nach Hause. Als er seine Frau erblickte, fing er an bitterlich zu weinen und erzählte ihr Alles.

„Weine nicht, lieber Mann," sagte sie, „ich lehre Dir was Du thun mußt, um Russalka die schöne Jungfrau für den König zu gewinnen."

Wieder gab sie ihm den wegweisenden Knäuel,

und belud einen ganzen Wagen mit Frauenkleidern und Schmuck, welchen der Fährmann mit sich nahm als er Abschied genommen hatte und auszog. Er fuhr auf dem Wagen durch das Thor, warf den Knäuel und folgte dessen Rollen über hohe Berge, tiefe Flüße, durch dichte Wälder und weite Länder. Nach ein, zwei Wochen sah er einen Mann des Weges kommen, welcher ihm auf einem wackeren Rosse entgegenritt und befragte: „Was führst Du auf Deinem Wagen, mein Lieber?“

„Frauenkleider!“ antwortete der Fährmann.

„Willst Du mir nicht etwas davon für meine Braut überlassen? ich bin eben im Begriff zur Verlobung zu reiten. Vielleicht kann ich Dir zum Lohn auch einmal Dienste leisten, denn ich bin ein Sturmwind und brauchst Du meinen Beistand, dann rufe nur:

„Sturmwind, Sturmwind, höre mich!
In großen Nöthen ruf' ich Dich!“

Der Fährmann war gern bereit, den Sturmwind zu beschenken und gab ihm aus seinem Vorrath viele schöne Sachen, die derselbe dankbar nahm und dann weiterjagte.

Inzwischen setzte der Fährmann seinen Weg fort und begegnete nach einigen Meilen einem zwar alten und greisen, aber doch noch rüstigen Mann, der ihn begrüßte und frug: „Was hast Du auf dem Wagen, Lieber?“

„Frauenkleider.“

„Nun, ich begebe mich jetzt zur Hochzeit meiner Tochter, welche sich mit einem wackeren jungen Sturmwind verheirathet. Gieb mir etwas von diesem Putz zum Geschenk für meine Tochter, dafür helfe ich Dir auch einmal aus. Ich bin der Frost und brauchst Du mich in der Noth, dann rufe nur:

Alter Frost höre mich,
In der Noth ruf' ich Dich!"

Der Fährmann gab dem Frost was er begehrte und fuhr weiter. Das ist bald erzählt, aber nicht so bald geschehen. Immer weiter und weiter folgte er dem vorwärts rollenden Knäuel, bis er endlich an den Strand des Meeres kam, wo der Knäuel unbeweglich liegen blieb. Da ging der Fährmann bis an den Gürtel in das Wasser, steckte hohe Stangen in den Meerboden, befestigte hieran Querstangen und hing, noch ehe die Morgenröthe kam, allerlei Frauenputz daran auf: Kleider, Shawls und Bänder, goldene Kettchen, Agraffen und Ohrringe von Diamanten, und noch mancherlei Glimmer und Schimmer. Dann versteckte er sich mit der von selbst fangenden Angel im Ufergebüsch und wartete.

Sobald die rothe Sonne begann sich am Rande des Meeres zu erheben und mit ihren Strahlen die stille Welt zu vergolden, zeigte sich fern auf dem Spiegel der See ein kleiner silberner Nachen, in welchem die wunderschöne Wasserjungfrau Russalka aufrecht stand. Mit der einen Hand hielt sie ihr

kleines goldenes Ruder, mit der andern strählte sie ihr goldenes Haar und begrüßte den Aufgang der Sonne mit so wundersüßem Gesang, daß der Fährmann sicher auf der Stelle in Träumerei verfallen und eingeschlummert wäre, hätte er sich nicht beide Ohren fest zugehalten. Dabei schaute er aber unverwandt auf die Russalka, welche lange, lange in ihrem Kähnchen umherschwamm; um sie her spielten und plätscherten im Wasser goldene Fischlein mit Regenbogenflossen und Äuglein von Diamanten. Auf einmal erblickte Russalka den Frauenputz, der nahe am Strande ausgehangen war und ließ ihren Kahn schnell darauf zu treiben.

Als sie schon ganz nahe war, rief der Fährmann leise in seinem Versteck:

„Sturmwind, Sturmwind, höre mich,
In großen Nöthen ruf' ich Dich!"

„Was verlangst Du von mir?" fragte der Jüngling Sturmwind entgegen.

Der Fährmann gab keine Antwort und rief weiter:

„Alter Frost, höre mich,,
In der Noth ruf' ich Dich!"

„Was begehrst Du?" antwortete der Greis.

„Ich möchte Russalka, die Wasserjungfrau fangen!"

Im Nu blies der Wind aus vollen Backen und der Nachen schlug um; der Frost preßte das Meer und sogleich bedeckte es sich mit Eis. Nun stürzte

der Fährmann der Russalka entgegen, die von selbst fangende Angel häckelte sich in ihre Haarflechte und der Fährmann band sie mit der silbernen Angelschnur fest, nahm sie gefangen, setzte sie auf den Wagen und fuhr mit ihr dem fortrollenden Knäuel nach. Ja, die Russalka war schön, ein so wunderschönes Antlitz wie das ihrige war von keinem Auge je gesehen, von keinem Ohre je erhört worden; aber sie war traurig, sprach kein Wort und weinte, weinte in Einem fort.

Kaum war aber der Fährmann zu Hause angelangt und hatte die Russalka seiner Frau zugeführt, so lächelte sie bei deren Anblick und hörte auf Thränen zu vergießen. Mit einem Freudenschrei stürzten Beide einander in die Arme und nun erst erfuhr der Fährmann, daß Russalka die Schwester seiner Frau war.

Am folgenden Morgen begab sich der Fährmann mit den beiden Schwestern zum König, dem Russalka, die Wasserjungfrau, so überaus gut gefiel, daß er sie sogleich bat, seine Königin zu werden. Sie antwortete aber, dies könnte erst dann geschehen, wenn die von selbst spielende Guitarre in ihrem Besitz sein würde, und kehrte mit ihrer Schwester in deren Haus zurück. Da befahl der König dem Fährmann, ihm diese Guitarre herbeizuschaffen, sonst würde er sterben müssen.

Der Fährmann kam traurig nach Hause, seine Frau tröstete ihn aber bald, belehrte ihn was er

thun sollte und gab ihm ihr goldgesticktes Tuch mit dem Geheiß, es in Gefahren zu benutzen. Der Fährmann begab sich nun mit dem wegweisenden Knäuel zum dritten Male auf die Reise, ging und ging, bis er endlich zu einem großen Landsee gelangte, auf dessen Mitte eine wunderschöne Insel grünte. Er stellte sich an das Ufer, blickte nach der Insel und sann darüber nach, wie er dahin kommen könnte. Da sah er einen heranschiffenden Kahn, welchen ein Greis lenkte und zu seiner großen Freude erkannte er in dem weißbärtigen Alten denselben, welcher ihm einst den goldspendenden Beutel und die von selbst fangende Angel geschenkt hatte.

„Wie geht es Dir, guter Fährmann?“ rief ihm der Alte zu: „wohin gehst Du?“

„Ich gehe wohin mein Knäuel mich führt, liebes Väterchen, denn ich muß ohne Widerrede die von selbst spielende Guitarre herbeischaffen.“

„Diese hütet der Besitzer der Insel, welche Du vor Dir siehst, nebst anderen Schätzen; er heißt Stomotor. Es ist eine schwere Aufgabe mit diesem Manne etwas zu schaffen zu haben, vielleicht steht Gott Dir aber bei. Du hast mich öfters auf Deiner Fähre übergefahren — wie Du mir so ich Dir — heute setze Dich in meinen Kahn!“

Der Fährmann stieg in den Nachen und Beide schifften zur Insel hin. Als der Fährmann dort das feste Land betreten hatte, ging er, dem fortrollenden

Knäuel folgend, auf den Palast zu, an dessen Schwelle ihm der Schätzehüter Stomotor begegnete und ansprach: Wohin gehst Du und was willst Du?

„Ich gehe in den Pallast und will dort die von selbst spielende Guitarre holen.“

„Ich gebe sie nicht her, wenn Du nicht zuvor eine Bedingung erfüllst: Du darfst während drei Tagen und drei Nächten keinen Augenblick schlafen. Erfüllst Du dies nicht, so bekömmst Du auch die Guitarre nicht und wirst in diesem Palast umkommen.“

Was sollte der Fährmann anfangen? er durfte ja nicht ohne die Guitarre nach Hause kommen, und sagte deshalb die Bedingung zu. Der Schätzehüter führte ihn in eine ungeheure Stube, ließ ihn dort ganz allein und schloß beim Fortgehen die Thüre mit einem Riegel von Außen zu. Auf dem Boden dieses Zimmers wuchs eine Menge Schlummergras und kaum war der Fährmann hineingetreten, als er auch gleich einschlief.

Morgens kam der Schätzehüter an das Fenster, blickte hinein, weckte den Fährmann mit lautem Zuruf und sagte: „Du bist eingeschlafen, also hast Du verloren und mußt umkommen.

Vergebens bat und flehte der Unglückliche. Stomotor drückte an einer geheimen Feder, da senkte sich der Boden mit dem Schlummergras und der Fährmann fiel hinab in ein unteres Zimmer mit Spiegelwänden und Fenstern von Krystall, das ganz

mit großen Haufen Goldes und kostbaren Diamanten angefüllt war. Dort blieb er allein und verlassen.

Anfangs wollte er noch nicht an sein Unglück glauben. Als aber drei Tage verflossen waren und furchtbarer Hunger ihn marterte, errieth er, daß man ihn den grausamsten Tod, den Hungertod erleiden lassen wollte.

Unter schrecklichen Qualen rief er nach Hülfe, aber kein Laut antwortete auf sein Schluchzen und Flehen. Vergebens durchmaß er das Zimmer nach allen Richtungen, nirgend fand sich ein Ausgang, die klaren Krystallfenster waren mit dichten Eisengittern verwahrt. Von draußen herein drang das Schlagen der Nachtigall, der Ruf des Kuckucks, das Gurren zahmer Tauben zugleich mit dem Rauschen eines nahen Baches, und drinnen sah er nur immer wieder die Haufen der Edelsteine und des ihm so werthlosen Goldes nebst seiner eigenen Jammergestalt von den Spiegelwänden tausendfach vervielfältigt. Schon begann er zu verzweifeln und flehte Gott an, seine Qualen zu kürzen und ihn sterben zu lassen.

Während er so betete kam ihm in den Sinn, daß er eine theure Erinnerung an seine Mutter auf dem Herzen trug — ein Kreuzchen von Stahl, welches er in der Zeit, als er noch ein armer Fährman war, oft mit Andacht geküßt und das ihn allezeit getröstet hatte. Er langte danach und zog zugleich mit dem Kreuzchen unabsichtlich das golddurchwirkte Tuch her-

vor, welches seine Frau ihm mitgegeben und was er aber in seiner Verzweiflung vollständig vergessen hatte. Während er das Kreuz küßte und zu Gott seufzte, schob sich das Tuch aus seiner Brusttasche und die Worte seiner Frau kamen ihm in Erinnerung. Er nahm es hervor und breitete es aus.

Inzwischen hatte sich der Schätzehüter durch eine heimliche Oeffnung in der Zimmerdecke am Anblick der Qualen seines Gefangenen gelabt. Als er aber nun das golddurchwirkte Tuch sah, erschrack er, denn dasselbe Tuch hatte er einst seiner eigenen Schwester geschenkt. Sogleich begab er sich hinab zum Fährmann, befragte ihn und erfuhr, daß diese Schwester die Frau seines Gefangenen war. Nun begrüßte er den Fährmann als Schwager, führte ihn hinauf in seine eigenen Gemächer, speiste und tränkte ihn, versah ihn mit allem Nöthigen zur Heimreise und schenkte ihm die von selbst spielende Guitarre.

Hocherfreut über seine unverhoffte Rettung zog der Fährmann heimwärts über hohe Berge, tiefe Flüsse, durch dichte Wälder und weite Länder. Als er eben erst die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, kam ihm seine Frau entgegen, umarmte ihn voller Freude und sagte: „Der wegweisende Knäuel ist allein nach Hause zurückgekommen, deshalb glaubte ich, Dir sei ein Unglück widerfahren und wollte Dir zu Hülfe kommen.“

Da erzählte ihr der Fährmann was ihm begegnet

war und sie setzten die Reise heimwärts zusammen fort. Sobald der König von ihrer Ankunft Kunde erhielt, beschied er Beide in seinen Palast, denn er war sehr begierig die von selbst spielende Guitarre zu sehen und zu hören, noch begieriger aber darauf Russalka zur Frau zu bekommen. Diese begleitete ihre Schwester und den Fährmann in den Palast, wo sich die Schwestern neben einander setzten und die Guitarre in Gegenwart des ganzen Hofes vor den König niedergelegt wurde. Sobald dieselbe von selbst zu spielen begann, erhoben sich die Kranken von ihrem Bette, die Traurigen wurden fröhlich, die Häßlichen schön, jede Verzauberung verlor ihre Kraft und die Ermordeten erstanden aus dem Grabe, erschienen vor ihrem Mörder und tödteten ihn mit ihrem Hauch. Diese wunderbare Musik erklang aber erst dann, wenn der Besitzer der Guitarre Worte aussprach, welche der Schätzehüter dem Fährmann gelehrt hatte und die derselbe nun leise dem König vorsprach. Jetzt erhob sich der König und sprach mit lauter Stimme:

„Guitarre die von selbst die Saiten rührt,
Laß Deinen Wunderton erschallen,
Gieb Jedem das was ihm gebührt
Und übe Recht an Allen.“

Da klangen die Saiten der Guitarre in wunderbaren Tönen und Alles was im Saale lebendig war fing an sich zu freuen und zum Tanze zu eilen.

Nur der König blieb allein und wie gefesselt an seinem Platze, denn plötzlich öffneten sich die Doppelthüren, das Spielen hörte auf und mitten im Zimmer erschien der frühere König, welcher mit Grabesstimme rief: „Der wahre König bin ich! Du aber bist ein Brudermörder! Aus schnödem Hochmuth und Ehrgeiz hast Du die tödtliche Waffe gegen mich, Deinen eigenen Bruder, erhoben — zur Strafe dafür sollst Du jetzt selbst umkommen!“ Nachdem er so gesprochen hatte, hauchte er den König an, der sogleich erblaßte und todt zu Boden stürzte, worauf der Geist des Ermordeten verschwand.

Die Grafen und Ritter des Hofes, welche in den Saal zurückgekehrt waren als sie das Spiel der Guitarre nicht mehr vernahmen, und dann Zeugen der Erscheinung und der Anklage ihres einstigen Königs gewesen waren, standen Anfangs starr vor Schrecken, dann aber riefen sie den Fährmann zum König aus.

Am Morgen nachdem der frühere König bestattet worden, kehrte Russalka die Wasserjungfrau zurück in das Meer, weil sie die Sonne über Alles liebte. Sie bestieg von Neuem ihren kleinen silbernen Kahn, lenkte ihn mit dem goldenen Ruder und schaukelte sich, von den goldenen Fischlein umgeben, auf den silbernen Wellen. Fliehend, schwimmend wiegte sie ihren Nachen wie im Spiel auf der spiegelklaren

Fluth und badete sich mit unendlicher Wonne in den leuchtenden Sonnenstrahlen.

Der gute Fährmann, welcher zum König erwählt worden war, lebte aber glücklich mit seiner lieben guten Frau. Am Tage wo er den Thron bestieg, gab er dem ganzen Volke und Heere einen Ball, der ein wahres Wunder von Pracht war. Die von selbst spielende Guitarre machte so herrliche Musik, daß alle Herzen voll Freude wurden, der goldschüttende Beutel ließ fortwährend Goldstücke niederhageln und der König und die Königin bewirtheten und belustigten ihre Gäste voller Huld. Dort ward mit so vollen Händen Gold geschöpft und mit so frohem Herzen getanzt, gegessen und getrunken, daß es noch heute eine Freude ist, sich daran auch nur zu erinnern.

Vom Dreiersohn und der verzauberten Königstochter.

Drei Einsiedler gingen am späten Abend durch die öde Wüste in den dunklen Wald und murmelten unterwegs leise Gebete; ihr Gelübde führte sie nach der Waldkapelle. Sie gingen und gingen bis sie auf einmal eine Kinderstimme wimmern hörten, die gleich wieder verstummte. Die Greise blieben stehen um zu horchen und bald vernahmen sie den wimmernden Laut von Neuem noch deutlicher als zuvor. Rasch

eilten die guten Alten jener Stelle zu und fanden bei dem hellen Lichte des Mondes ein in weiße Windeln gehülltes, mit einem weißen Tuch bedecktes Kindlein, das ein wahres Engelsgesichtchen hatte. Hocherfreut nahmen sie es mit sich in die Kapelle, beteten dort um Gedeihen des Kindleins und eilten dann in ihre Waldhütte zurück, um das Unmündige zu nähren. Aber womit? Sie selbst hatten nie etwas anderes bedurft als Schwarzbrod und Wasser vom Brunnen.

Während sich die Alten mit fruchtlosem Nachsinnen darüber abquälten, was sie dem Kindchen geben sollten das nach Labung wimmerte, blökte auf einmal draußen vor dem Fenster eine Kuh; hocherfreut eilten sie hinaus und fanden eine schneeweiße Kuh wie vom Himmel gefallen, die ganz willig schien sich melken zu lassen. Sobald das geschehen war, tränkten sie das Kindchen, welches die Milch begierig einsog. Von dieser Zeit an zogen die Greise den Findling mit Hülfe des wunderbar erschienenen Kühleins auf, tauften ihn und weil sie sich alle Drei als seine Väter betrachteten, nannten sie ihn Dreiersohn.

Die guten Pfleger liebten das Knäblein so zärtlich, daß es aufwuchs als wäre es bei seinen eigenen Eltern. So verging Woche auf Woche, Monat auf Monat, Jahr auf Jahr, bis aus dem unmündigen Kinde ein Jüngling aufgewachsen war. Mittlerweile wurden die Einsiedler immer älter und älter und eines Sonntags, als sie gerade in der Kapelle beteten, entschliefen

sie zum ewigen Schlafe; ihre gesegneten Seelen erhoben sich zum Himmel wie drei schneeweiße Täubchen und ruhten selig in Gottes Schooße.

Der Pflegling kniete neben den Ueberresten seiner Pfleger nieder, betete und als er nachdenklich zu der verwaisten Einsiedelei zurückkehrte, weinte er bitterlich.

„Warum weinst Du, Dreiersohn?“ fragte plötzlich die Kuh. „Ich bin auf wunderbare Weise erschienen um Dich zu nähren, jetzt aber, wo die Einsiedler von hier verschwunden sind, und Du an Jahren und Jugendkraft schon ziemlich reich geworden bist, brauchst Du keine Kuh von Gottes Gnaden mehr, dagegen wäre Dir ein Pferd von Nöthen. Bekreuzige Dich also und dann rufe:

„Pferd o Pferd, schnell wie der Wind
Komm zu Deiner und meiner Lust,
Windlauf komme geschwind!“

Sobald die Kuh so gesprochen hatte blökte sie, verwandelte sich in leichten Rauch und verschwand. Der Dreiersohn schaute, seufzte, bekreuzigte sich und rief:

„Pferd o Pferd, schnell wie der Wind
Komm zu Deiner und meiner Lust,
Windlauf komme geschwind!“

Es blitzte und donnerte, plötzlich ließen sich im Walde Hufschläge vernehmen und im Nu stand ein Pferd vor dem Dreiersohn, das war ein Pferd und doch kein Pferd — ein Wunderpferd! Es war schnell

wie der Wind, weiß wie Schnee, leicht, biegsam und geschmeidig, stattlich dabei, goldene Mähnen hingen ihm bis zu den Füßen, es trug silberne Hufe und war in allen Fällen, zu Wasser wie zu Lande, vom außerordentlichsten Werthe, denn es war so vernünftig wie ein Mensch und konnte auch sprechen.

„Was befiehlst Du, Dreiersohn?“ rief es sogleich und scharrte ungeduldig mit den Füßen.

Der Dreiersohn schwang sich auf den Diamant-Sattel, griff in die seidenen Zügel und sprach: „Mein Pferd! trage mich über die hohen Berge, über die tiefen Ströme, über die undurchdringliche Wüste hinweg in die weite Gotteswelt, unter die Menschen, meinem Glück entgegen!“

Das Pferd stürzte gleichsam aus den Hufen, sauste wie der Wind über die Wüste hin, in das offene Feld hinaus und trabte dann ruhig vorwärts. Der Dreiersohn ritt und ritt bis die Nacht kam und es so finster wurde, daß man von der Gotteswelt nichts mehr sah. Da erreichten sie eine breitästige Linde und Dreiersohn war schon im Begriff vom Pferde zu steigen und dort zu übernachten, als es plötzlich im Osten aus weiter, weiter Ferne durch das tiefe nächtliche Dunkel hell aufblitzte und dies Licht immer stärker und stärker wurde. Da schaute der Dreiersohn näher zu und sah, daß von Osten her ein Vogel gerade auf die Linde zugeflogen kam, der leuchtete und strahlte wie ein Feuerkreis. Es war ein Vogel und

doch kein Vogel — ein Wundervogel! Als er sich auf der Linde niederließ und sein langer strahlender Schweif vom Ast niederhing, wurde es ringsum so hell wie am lichten Mittag.

Der Dreiersohn verbarg sich und ergriff den Glühvogel schlau bei seinem Schweife, der erschreckte Vogel riß sich los, aber die sonnenglänzende Feder blieb in der Hand des Dreiersohns. Diese Feder leuchtete so hell, als wäre sie selbst eine Sonne. Der Dreiersohn steckte sie in den Busen, legte sich nieder, schlief ein und ritt am nächsten Morgen weiter.

Er ritt einen Tag und noch einen Tag, am dritten Tage kam er in die Hauptstadt des Landes, gerade vor den Palast des Königs. Als der König ihn auf seinem prächtigen Rosse erblickte, trat er hinaus auf die Veranda und sprach! „Ritter oder Fürst, woher kommst Du und wie hast Du Dir ein solches schönes Pferd verschaffen können?"

„Ich bin weder Ritter noch Fürst, ich bin ein Kind dieses Landes, mein Pferd hat mir der Herrgott gegeben und ich selbst möchte dem Könige meine treuen Dienste widmen."

Da nahm der König den Dreiersohn in den Dienst und gewann ihn bald so lieb, daß er ihn zu seinem persönlichen Leibwächter erwählte. Es war an diesem Königshofe Gebrauch, daß Jeder, welcher zur Leibwache gehörte, reihum des Königs Schlafgemach bewachen mußte und die ganze Nacht über das

Licht nicht erlöschen lassen durfte. Als die Reihe an den Dreiersohn kam, schlummerte er auf Wache stehend ein und neidische Leute, welche ihm die königliche Gnade mißgönnten, löschten die Lichter aus und waren voll Schadenfreude, als es dunkel geworden. Sobald der Dreiersohn dies aber bemerkte, zog er die Feder des Glühvogels hervor und plötzlich war das Zimmer und der ganze Palast wie von der Sonne beleuchtet. Der König erwachte davon, staunte über solches Licht, und als er erfuhr, daß es die Feder des Dreiersohns war die so leuchtete, nahm er die Feder an sich und ernannte den Dreiersohn zum Hauptmann seiner Leibwache.

Nun haßten ihn seine Neider noch mehr, schwuren ihm Untergang und flüsterten zu diesem Zwecke dem König ein, der Dreiersohn hätte geprahlt, daß er nicht nur die leuchtende Feder, sondern den Glühvogel selbst herbeischaffen könnte. Da rief der König den Dreiersohn vor sich und sprach: „Ich kann es nicht leiden, wenn Jemand an meinem Hofe Unmögliches prahlt, hast Du also gesagt, Du könntest den Glühvogel herbeischaffen, so geh und hole ihn, wäre es auch am Ende der Welt; komme nicht zurück ohne ihn zu bringen, sonst lasse ich Dir den Kopf abschlagen."

Der Dreiersohn ging traurig zu seinem Pferde und weinte bitterlich.

„Warum bist Du traurig? warum weinst Du, Dreiersohn?" fragte das Pferd.

„Ach, wie sollte ich nicht traurig sein? wie sollte ich nicht weinen?“ antwortete der Dreiersohn und erzählte was ihm der König befohlen hatte.

„Sei nicht traurig, weine nicht, das ist noch keine Noth, es ist erst eine Viertelsnoth, die ganze steht noch bevor. Thu, was ich Dir sage.“ Und das Pferd gab an, was und wie er es machen sollte.

Der Dreiersohn nahm sich Schlummergras mit, setzte sich auf sein Pferd und sagte:

„Windlauf, Du mein Pferd, geschwind
Stürme zu Deiner und meiner Lust
Fort in die Wette mit Wolken und Wind!“

Das Pferd schoß wie ein Blitz über die hohen Berge, über tiefe Ströme hin und hielt im offenen Felde unter der breitästigen Linde still, auf deren Zweigen der Glühvogel im Vorüberkommen zu ruhen pflegte. Der Dreiersohn streute Schlummergras unter die Linde und verbarg sich gegen Abend in dem naheliegenden Walde. Gerade um Mitternacht zuckte ein blitzendes Licht am östlichen Himmel auf und kam näher und näher. Der Dreiersohn schaute und der leuchtende, wie ein Feuerkreis strahlende Vogel flog von Osten her gerade auf die Linde zu — ein Vogel und doch kein Vogel — ein Wundervogel.

Als der Glühvogel nach einer Weile anlangte und die ganze Gegend wie eine Sonne beleuchtete, setzte er sich auf die Linde und schlief ein. Der Dreiersohn sprengte auf seinem kräftigen Roß hinzu, griff nach

den Flügeln des Glühvogels und schoß wie ein Pfeil von dannen. Als der Glühvogel über ein Weilchen erwachte, versuchte er es einmal, zweimal mit solcher Kraft sich loszzureißen, daß er den Reiter sammt seinem Pferde mit sich zu den Wolken hinaufhob, das Pferd zog ihn aber wieder zur Erde nieder und der Dreiersohn, welcher ihn kräftig bei den Flügeln festhielt, sagte zum Vogel: „Oho, Glühvogel, Deine Müh' und Arbeit ist umsonst, Du reißest Dich mit aller Gewalt nicht los, ich muß Dich zum Könige bringen und in einen Käfig von Eisendraht sperren."

„Ach sperre mich in keinen Käfig, Dreiersohn, lasse mich frei schweben, dafür diene ich Dir auch treu und will nie von Dir wegfliegen."

Der Dreiersohn ließ ihm seine Freiheit und trabte weiter, während der Glühvogel ihm nachflog.

Am folgenden Morgen brachte er den Glühvogel zum Könige, welcher außer sich vor Freude war, den Dreiersohn zum Grafen ernannte und ihn zum vertrautesten Günstling erkor. Da war dieser glücklich und lobte Gott. Die Neider waren aber wüthend darüber, sie schwuren, den Dreiersohn zu Grunde zu richten und warteten dafür nur eine passende Zeit ab.

Einmal geschah es in einer schönen Vollmondnacht, wo Jeder sich an dem klar leuchtenden Mondschein erfreute, daß sich der Mond plötzlich verfinsterte und es wurde so dunkel, daß sich die ältesten Leute einer gleichen Dunkelheit nicht erinnern konnten. Die

Sache wurde auf die verschiedensten Arten ausgelegt; Niemand, den König nicht ausgenommen, konnte herausbringen woher diese Mondfinsterniß gekommen war. Das benützten die Neidischen und flüsterten dem König ein, der Dreiersohn hätte geprahlt er könnte die Ursache der Mondfinsterniß erfahren, sobald er nur wollte.

Da rief der König den Dreiersohn und sprach: „Ich kann es nicht leiden, wenn Jemand an meinem Hofe Unmögliches prahlt; hast Du also gesagt, Du könntest erfahren warum sich der Mond verfinstert hat, so gehe hin, und wäre es bis an das Ende der Welt, um es herauszubringen. Komme aber nicht zurück ohne das Richtige zu wissen, denn sonst lasse ich Dir den Kopf abschlagen."

Der Dreiersohn ging sehr traurig zu seinem Pferde und fing an zu weinen.

„Warum bist Du traurig? warum weinst Du, Dreiersohn?"

„Muß ich nicht traurig sein? muß ich nicht weinen?" Und er erzählte was ihm der König befohlen hatte.

„Sei getrost, weine nicht! Das ist noch keine Noth, es ist erst eine halbe Noth, die ganze steht noch bevor. Thue wie ich Dir sage. Und das Pferd sagte ihm, was er und wie er es machen sollte.

Der Dreiersohn setzte sich auf sein Pferd und sprach:

„Windlauf, Du mein Pferd, geschwind
Stürme zu Deiner und meiner Lust
Fort in die Wette mit Wolken und Wind!“

Das Pferd stürzte vorwärts wie ein Blitz, flog wie ein Pfeil über hohe Berge, tiefe Ströme, weite Länder.

Sobald sich der Dreiersohn in den Stall begeben und sein Pferd bestiegen hatte, befahl der König, den Glühvogel einzusperren, denn er wollte daß dieser im Palast bliebe. Der Glühvogel fing aber sogleich an zu toben und so stark mit den Flügeln zu schlagen, daß er die große eiserne Thüre sprengte, schoß dann hoch hinauf in die Wolken, eilte dem Dreiersohne nach und folgte ihm auf Schritt und Tritt.

Der Dreiersohn reitet, reitet; wie kurz oder wie lang ist nicht zu sagen. Im ersten oder zweiten Monate kommt er an eine eiserne Brücke, die sich fortwährend im Kreise herumdreht und Niemand hinüberläßt.

„Halt stille, Brücke!“ rief der Dreiersohn, und die Brücke hörte auf sich zu drehen und sagte: „Wo gehst Du hin, Wackerer auf dem wackeren Rosse?“

„Ich gehe zum Mondpalast, zur Mutter des Mondes, um sie zu fragen, warum sich ihr Sohn verfinstert hat,“ antwortete der Dreiersohn, und die Brücke erwiderte: „Frage dann auch gleich meinetwegen, warum ich mich immerfort herumdrehen muß, und nie in Frieden auf meiner Stelle bleiben darf? Dafür will ich Dich jetzt hinüberlassen.“

Da ging der Dreiersohn über die Brücke und weiter, bis er zu einem großen Berge kam, welcher sich beständig in zwei Theile auseinander that und wieder zusammenklappte, aber Niemand erlaubte hindurch zu fahren. „Halt auf, Berg!“ rief der Dreiersohn, und sogleich blieb der getheilte Berg offen und sagte: „Wo gehst Du hin, Wackerer auf dem wackeren Rosse?“

„Ich reite zum Mondpalast, zur Mutter des Mondes, um sie zu fragen, warum sich ihr Sohn verfinstert hat,“ antwortete der Dreiersohn und der Berg erwiderte: „Frage dann auch gleich meinetwegen, warum ich beständig in zwei Theile zerfallen und wieder zusammenklappen muß und nie ruhig bleiben kann? Dafür lasse ich Dich jetzt durch.“

Der Dreiersohn ritt durch den getheilten Berg, weiter und weiter den Weg entlang, bis er an dessen Seite zwei Bäume erblickte, einen Birnbaum und einen Apfelbaum, die hatten silberne Blätter. „Wo gehst Du hin, Wackerer auf dem wackeren Pferde?“ fragten die Bäume.

„Ich reite zum Mondpalast, zur Mutter des Mondes, um zu fragen, warum sich ihr Sohn verfinstert hat,“ erwiderte der Dreiersohn und die Bäumchen sagten: „Frage dann auch gleich unsertwegen, warum wir uns alljährlich mit Blättern bedecken und doch niemals Früchte tragen?“

„Gut!“ antwortete der Dreiersohn und setzte

seinen Weg fort. Er ritt und ritt; auf einmal hielt sein Pferd im offenen Felde und sagte: „Dort oben über uns zwischen den Sternen hängt der Palast des Mondes in der Mitte des Himmels. Dorthin fliege auf dem Glühvogel, Dreiersohn, wie ich es Dir gesagt. Ich warte hier auf Euch." Das Pferd fing an Gras zu fressen und der Dreiersohn rief den Glühvogel, der ihm Schritt für Schritt gefolgt war, setzte sich auf seinen Rücken und sprach:

„Glühvogel, o Glühvogel mein!
Du Sonderling, Du Wunderding,
Gieß' Ströme aus von Licht und Schein,
Nimm durch die Wolken Deinen Lauf
Gradaus zur Mutter des Mondes hinauf!"

Glühvogel breitete die Flügel aus und als erschaute er etwas fern in der Höhe, so stampfte er mit den Füßen, schlug mit den Flügeln, schoß wie ein Pfeil in die Wolken empor und schwebte auf die Veranda des Wunderpalastes. Der Palast des Mondes war von der köstlichsten Beschaffenheit, die Fenster von Krystall, die Thüren von Silber mit Thürgriffen aus Brillanten; der ganze Palast bestand aus Gold und hatte ein Dach von Bernstein. Als der Dreiersohn eintrat, fand er die Mutter des Mondes spinnend an ihrem silbernen Rocken, wozu sie wunderschöne Lieder sang.

„Warum und auf welche Art kommst Du hieher, Dreiersohn?" fragte die Mutter des Mondes, „Mein Sohn kommt gleich nach Hause und wird Dich fressen."

Der Dreiersohn verneigte sich tief und berichtete Alles. Er gefiel der Mutter des Mondes; sie gab ihm zu trinken und zu essen, dann verwandelte sie ihn in eine silberne Spindel, damit er die Rückkehr des Mondes erwarten könnte. Um die Zeit der Morgendämmerung kam der Mond nach Hause zurück, seine Mutter begrüßte ihn, gab ihm Speise und Trank, legte ihn dann auf ein weiches Bett und fragte: „Sage mir, herzallerliebster Sohn, warum bist Du neulich in Finsterniß gewesen?“

„Wie sollte ich nicht in Finsterniß gewesen sein, da es in meiner Seele ganz finster war? Eine wunderschöne Prinzessin hatte große Freude an mir, und so oft ich unter den Sternen mit meinem Diamantwagen vorbeifuhr, der mit zwölf Glühvögeln bespannt ist, hat sie stets ihre Zauberaugen nach mir gewendet und brachte die ganze Nacht damit zu in mein Gesicht zu schauen; dafür liebkoste ich mit meinen Strahlen ihre Wimpern, schwarz wie Zobel, ihre entzückenden Augen, ihr Gesicht, das so schön ist, wie kein Auge je Ähnliches geschaut, kein Ohr je davon gehört hat. Ihr Vater, dem es nicht recht war, daß sie bei Nacht nicht in ihrem Bettchen liegen blieb, sondern lieber in mein Mondlicht schaute, und der ein wilder Kriegsmann und arger Zauberer ist, hat sie in eine Meerjungfrau verwandelt, und das machte mir so großen Kummer, daß ich alle meine Strahlen zusammenfaßte und ganz und gar dem Meere zuwendete, um sie

wenigstens durch das Wasser zu sehen. Deswegen blieb ich eine Stunde lang in Finsterniß verhüllt.

„Was soll es aber bedeuten," sagte die Mutter des Mondes, daß sich eine eiserne Brücke fortwährend dreht, ein großer Berg sich beständig spaltet und wieder zusammenklappt und Beide Niemand durchlassen, und daß ein Apfelbaum und ein Birnbaum silberne Blätter haben, die Jahr aus Jahr ein blühen, aber niemals Früchte tragen?"

„Die Brücke," sagte der Mond, „dreht sich deswegen, weil auf jedem Ende ein scharfer Nagel hervorsteht; diese beiden Nägel haben dereinst die Füße der Wanderer verwundet. Der Berg muß beständig auf und zuklappen, weil er einmal gerutscht ist, und die Gebeine der Todten ausgeworfen hat, die darinnen begraben waren. Und der Apfelbaum und Birnbaum mit silbernen Blättern bringen nur deshalb keine Frucht, weil gerade neben ihnen unter dem Stein ein ungehobener Schatz liegt. Wenn Jemand die Nägel herauszieht, wird die Brücke aufhören sich zu drehen; der Berg wird ruhig bleiben und sich nicht mehr spalten, sobald Jemand die Gebeine anständig begräbt, und die Bäume werden sich alljährlich mit Früchten bedecken, wenn Jemand den Schatz hebt. So lautet ihr Urtheil!"

Hierauf ging der Mond, obgleich er gern in Ruhe und Rast geblieben wäre, hinaus auf die Veranda, setzte sich auf seinen zweirädrigen Diamantwagen und

stürzte sich, von den zwölf Glühvögeln gezogen, in die unendliche Bläue des Himmels, um auf seinem Wege die glitzernden Sterne zu grüßen und jeden Winkel der schönen Erde zu segnen. Inzwischen hatte sich die silberne Spindel wieder in den Dreiersohn verwandelt, der sich bei der Mutter des Mondes für ihre Gastfreundschaft bedankte, auf die Veranda hinausging, den Glühvogel rief, sich auf seinen Rücken setzte und sprach:

„Glühvogel, o Glühvogel mein!
Du Sonderling, Du Wunderding!
Gieß' Ströme aus von Licht und Schein,
Nimm durch die Wolken Deinen Zug,
Zu Windlauf trage mich Dein Flug!"

Darauf verließen Beide auf der Stelle die Wolken und flogen zum Pferd hinab. Als der Glühvogel sich auf die Erde niederließ, setzte er den Dreiersohn im offenen Felde ab; dieser bestieg sein Pferd und sprach:

„Windlauf, Du mein Pferd, geschwind
Stürme zu Deiner und meiner Lust
In die Wette mit Wolken und Wind!"

Das Pferd schoß wie ein Blitz, flog wie ein Pfeil und der Glühvogel flog ihm nach über hohe Berge, tiefe Flüsse, über die weite Ebene hin, bis es bei den silbernen Apfel- und Birnbäumchen stille hielt. Dort grub der Dreiersohn den Schatz aus, nahm einen Theil des Goldes mit und vertheilte das Uebrige an die Wanderer, welche des Weges zogen.

Dann ritt er weiter. In demselben Augenblick, als der Schatz gehoben wurde, hatten sich die zwei Bäumchen mit goldenen Früchten bedeckt und folgten nun aus Dankbarkeit dem Dreiersohn Schritt für Schritt.

Als der Dreiersohn an den großen Berg gelangte, sammelte er die umhergestreuten Menschengebeine sorgfältig, vergrub sie tief in die Erde, sprach ein Vaterunser und bestieg dann wieder sein Pferd um weiter zu reiten. Alsbald wuchs der hohe Berg, der sich zuvor immer gespaltet hatte, wieder zusammen und schob sich Schritt für Schritt den silberblätterigen Bäumchen mit den goldenen Früchten nach, aus Dankbarkeit für den Dreiersohn. Als dieser endlich an die Brücke kam, hielt er wieder an, zog die hervorragenden spitzen Nägel heraus und warf sie in den Fluß. Die Brücke hörte sogleich auf sich zu drehen, und aus Dankbarkeit folgte sie nun auch dem Dreiersohne nach. So ritt er heimwärts, über ihm schwebte der Glühvogel, hinter diesem folgten die silberblätterigen Bäumchen, dann kam der hohe Berg und gleich nach diesem auch die eiserne Brücke.

Als sie alle am Königsschlosse anlangten, ging der Dreiersohn in den Palast, sein Pferd in den Stall, der Glühvogel setzte sich auf die Veranda, die silberblätterigen Bäumchen blieben vor des Königs Fenstern stehen, die Brücke warf sich über den breiten Fluß und der Berg stellte sich so hin, daß er den Palast gegen den kalten Nordwind schützte. Der

König war außer sich vor Freude, wußte gar nicht wie er dem Dreiersohn genug danken sollte und ernannte ihn zum Herzog.

Das verdroß die Neidischen so arg, daß sie ihn aus lauter Haß und Aerger gar nicht mehr ansehen mochten, und Tag und Nacht darauf sannen, wie sie ihn zu Grunde richten könnten. Nun hatte sich der König auch sehr an der Beschreibung ergötzt, die ihm der Dreiersohn von der Prinzessin gemacht, welche den Mond so lieb hatte. Das benutzten die Neider und flüsterten dem Könige ein, der Dreiersohn hätte geprahlt, er könnte diese Prinzessin herbeischaffen, wenn er nur wollte.

Da rief der König den Dreiersohn und sprach: „Hast Du gesagt, daß Du die verzauberte Prinzessin herbeischaffen kannst, von welcher der Mond geredet hat, so thue es auch. Vorwärts also, und wäre es bis an das Ende der Welt! Bringst Du sie mit, dann schenke ich Dir mein halbes Königreich, wo nicht, so lasse ich Dir den Kopf abschlagen.“

Da ging der Dreiersohn zu seinem Pferde und fing an bitterlich zu weinen. „Warum bist Du traurig? warum weinst Du, Dreiersohn?“ fragte das Pferd.

„Wie sollte ich nicht traurig sein? wie sollte ich nicht weinen!“ sagte der Dreiersohn und erzählte was ihm der König befohlen hatte.

„Weinen und Klagen hilft nichts,“ antwortete

das Pferd; „bis jetzt hatten wir nur halbe Noth, nun ist aber die ganze Noth gekommen. Ist uns das Glück günstig, so wird die Prinzessin unser, ist es aber ungünstig, dann geht es uns Allen schlecht. Setze Dich auf meinen Rücken; sobald wir oberhalb des Meeres fliegen werden, thue, was ich Dir jetzt sagen will."

Als das Pferd ihm alles gesagt und geheißen hatte was nöthig war, wischte der Dreiersohn seine Thränen ab, bekreuzigte sich, setzte sich auf sein Pferd und rief:

„Windlauf, Du mein Pferd geschwind,
Stürme zu Deiner und meiner Lust
In die Wette mit Wolken und Wind!"

Das Pferd schoß wie ein Blitz, flog wie ein Pfeil über hohe Berge, tiefe Flüsse und weite Länder hin, der Glühvogel folgte ihm Schritt auf Schritt, die silberblätterigen Bäumchen, der hohe Berg und die eiserne Brücke zogen hinterdrein, immer das Eine hinter dem Anderen. Ja, von diesem Zug läßt es sich schnell erzählen, in Wirklichkeit ging es aber nicht so geschwind. Nach einem Monate oder nach zweien war der Dreiersohn zum Meere gelangt, gerade um Mitternacht. Da sagte das Pferd: „Brücke, jetzt strecke Dich über das Meer hin, Berg, schiebe Dich auf die Brücke, Bäumchen, springt auf den Berg. Ich werde mich zwischen die beiden Bäume stellen, der Dreiersohn bleibt auf mir sitzen und Du, Glüh-

vogel schwebe über uns und beleuchte das Meer. Du sollst klingen, Brücke! Du mußt zittern, Berg! Ihr Bäume sollt rauschen, Du, Glühvogel mußt singen, ich werde wiehern und Du, o Dreiersohn, rufe die Prinzessin im Meere an! Antwortet sie, dann haben wir gewonnen, thut sie es nicht, so kann es uns Allen übel ergehen."

Alles geschah so, wie das Pferd es verlangt hatte, und bald klang die Brücke über dem Meere, der Berg erzitterte, die Bäume rauschten, das Pferd wieherte, der Glühvogel sang und der Dreiersohn rief:

„Königskindlein, Königskindlein!
Nicht als Löwen- und Adlerkindlein,
Nicht als Trugbild erscheine hier,
Nicht in Nebeln komm' und schweige —
Deine Wunderschönheit zeige,
Zeige Dich selbst und sprich zu mir!"

Die Antwort blieb aus. Nur das Meer bewegte sich plötzlich, brauste auf und wurde wieder still. In demselben Augenblick versteinerten der Dreiersohn, das Pferd und der Glühvogel von den Füßen bis an die Kniee; die Bäumchen wurden zu Stein bis über die Wurzeln hinaus, Berg und Brücke bis zum dritten Theil ihrer Länge.

Nun rief der Dreiersohn die Prinzessin in derselben Weise wieder an wie das erste Mal; aber mit viel lauterer Stimme.

Niemand antwortete. Nur das Meer brauste

und schäumte auf, die hohen Wellen thürmten sich, stürzten sich mit Gewalt gegen den Berg und erschütterten ihn so stark, daß er wankte. Dann wurde das Meer wieder still; aber nun war der Dreiersohn bis zum Gürtel zu Stein geworden, das Pferd, der Glühvogel, der Berg und die Brücke versteinerten bis zur Hälfte, die Bäumchen bis zu den Aesten.

Da sagte das Pferd: „Wenn die Prinzessin auch zum dritten Male nicht antwortet, dann sind wir Alle verloren!“

Da klang die eiserne Brücke als würde sie von Hämmern geschlagen, der Berg zitterte wie bei einem Erdbeben, die Bäumchen rauschten als schüttelte sie ein gewaltiger Sturm, der Glühvogel sang wie ein Schwan vor dem Tode, das Pferd wieherte wie tausend Pferde bei einem Brande und der Dreiersohn rief mit aller Kraft seiner Stimme zum dritten Male:

„Königskindlein, Königskindlein!
Nicht als ein Löwen- und Adlerkindlein,
Nicht als Trugbild erscheine hier,
Nicht in Nebeln komm' und schweige —
Deine Wunderschönheit zeige,
Zeige Dich selbst und sprich zur mir!“

Da erklang eine Stimme aus dem Meere: „Was willst Du von mir?“

Und plötzlich schwamm aus silberglänzenden Wellen eine Wunderjungfrau zu Tage, die saß in

einem herrlichen rothen Korallennachen, und war schöner als Alles auf der Welt. Sobald die Stimme der Prinzessin erklang, wurden die Brücke, der Berg und die Bäume, der Glühvogel, das Pferd und der Dreiersohn frei von ihrer Versteinerung. Die Prinzessin schwamm mit ihrem Nachen der Brücke zu und sagte: „Komm, Dreiersohn, und höre mich an! Deine Kühnheit und die Kraft Deines Zurufes hat den Zauber gebrochen, der mich gebunden hielt. Aber schickt es sich wohl für eine Prinzessin, daß sie ganz wehrlos, ohne ihren Panzer, mit einem fremden Ritter von dannen reitet, und kein Gefolge hat das ihr zugehört? Oder schickt es sich, daß mich Dein König zu sich abholen läßt, ohne mich nur zu fragen ob ich kommen will, ohne mich durch eine That verdient zu haben, nur weil ich überfallen worden bin? Nimm hier diesen goldenen Ring und dieses gehärtete Schwert! Bringe Beides dem Könige und sage ihm, daß ich, die wunderschöne Prinzessin, ihn zum Kampf mit mir herausfordere, nicht weil ich ihm zürne, sondern weil sich das so gehört. Bin ich gleich heute ohne Heer und Rüstung, so bestimme ich doch den Kampfplatz in seiner eigenen Hauptstadt. Ueberwindet er mich, so will ich seine Frau werden, besiege ich ihn aber, dann soll er meinem Zorn nicht entrinnen!"

Der Dreiersohn verneigte sich vor der Prinzessin, begab sich vom Berge nieder auf die Brücke, von der Brücke nach dem Strande und rief dort:

„Windlauf, Du mein Pferd, geschwind
Stürme zu Deiner und meiner Lust
In die Wette mit Wolken und Wind!“

Das Pferd schoß wie ein Blitz, flog wie ein Pfeil über hohe Berge, tiefe Flüsse und weite Länder hin, der Glühvogel folgte ihm Schritt auf Schritt, die silberblätterigen Bäumchen, der hohe Berg, die eiserne Brücke zogen hinter ihnen drein, immer Eines nach dem Andern.

Als der Dreiersohn bei dem König anlangte, verneigte er sich tief, übergab ihm Ring und Schwert und sagte: „Allergnädigster König und Herr! Den Boten köpft man nicht und hängt man nicht, er soll getreuliche Rechenschaft über seine Sendung ablegen. Höre also!“ und nun erzählte er ihm Alles. Der König war voller Freude und gab Befehl die Trommel zu rühren, in die Trompeten zu schmettern; dann rief er alle seine Reiterei zusammen, zog damit vor die Mauern seiner Hauptstadt, stellte sich mit seinem Regiment im offenen Felde auf und wartete.

Ein, zwei, drei Tage gingen so herum; endlich am vierten Tage zeigte sich um die Zeit der Dämmerung ganz in der Ferne zuerst eine schneeweiße Fahne, hinter welcher die Prinzessin auf schneeweißem Rosse geritten kam; sie war mit einer goldenen Rüstung bekleidet, die weithin funkelte. Eine stattliche Schaar silbergerüsteter Jungfrauen, gleichfalls auf weißen Pferden, bildete ihr Gefolge.

Als die Schaaren der Prinzessin so nahe gekommen waren, um denen des Königs gegenüber zu stehen, ritten Beide einzeln vorwärts, und sobald sie sich einander auf die Entfernung eines Wurfspießes genähert hatten, neigte sich der König lächelnd zum Gruße.

Die Prinzessin aber deutete mit ihrem bloßen Schwerte ernsthaft auf den Rasen und sagte: „Mächtiger König, stelle Dich mir zum Kampfe! Du hast mich durch Deinen Diener bezwingen lassen und ich fordere Dich nicht eitlen Ruhmes wegen zum blutigen Strauße, sondern deshalb, weil Du tapfer bist und selbst gewinnen mußt was Du besitzen willst. Gleich wird hier auf dem grünen Rasen rothes Blut fließen, das Deine oder das meine!“

Plötzlich zuckten die Schwerter; das Geklirr der Rüstungen erdröhnte und nach wenigen Augenblicken rollte der Kopf des Königs auf die Erde. Sogleich warf die Prinzessin das Schwert weg und sah wieder eben so sanft aus wie in der Stunde, wo sie als wunderschöne Jungfrau aus dem Meere aufgestiegen war. Sie trat zum Dreiersohne und sagte: Du hast mich gewonnen, deshalb sollst Du auch mein Gemahl und König sein!“

Das ganze Land erwählte den Dreiersohn einstimmig zum Herrscher und das Hochzeitsfest wurde in Pracht und Glanz herrlich gefeiert.

Von der Prinzessin und den fünf Lämmlein.

Mit Bild.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die lebten schon seit drei Jahren mit einander, hatten sich immer herzlich lieb und des Himmels Segen war bei ihnen, so daß sie in dem schönen Lande, welches sie beherrschten, wirklich den Himmel auf Erden hatten. Leider brach eines Tages der Feind ins Land um Beute zu machen. Bei der ersten Kunde von diesem unerwarteten Einfall zahlreicher Truppen gerieth der König in große Aufregung, gab Befehl zur Kriegsrüstung, rief sein großes Heer zusammen, stellte sich an dessen Spitze und marschirte trotzig und muthig dem Feind entgegen, indem er Gott um seinen Beistand bat.

Die Königin blieb in der verwaisten Hauptstadt zurück, weinte und betete unter heißen Thränen, in tiefster Sehnsucht, daß Gott dem Könige Sieg über seine Feinde verleihen wolle. Dieser selbst vertraute auf seine eigne Tapferkeit und den kriegerischen Muth seiner Soldaten, warf sich mit seiner auserwählten Ritterschaft den feindlichen Schaaren entgegen, durchbrach ihre Reihen, bekämpfte sie mit siegreichem Schwerte, schlug ihrer Viele nieder und jagte den Rest der Truppen zu ihrer vollen Unehre auseinander. Darauf sandte er einen Boten an die Königin um sie zu benach-

richtigen, daß er den Sieg über das feindliche Heer davongetragen hätte und nun, der Sitte gemäß, eine Rundreise durch alle Provinzen seines Landes unternehmen würde. Nach ein oder zwei Monaten dürfte sie die Heimkehr in die Residenz erwarten.

Mehrere Monate waren seit dem Tage verstrichen, an welchem der König zum Kriege ausgezogen war, ehe er wirklich zur Königin zurückkehren konnte. Endlich hatte er aber seine Rundreise beendet, in allen wichtigen Angelegenheiten selbst Recht gesprochen, die Schuldigen bestraft, die Guten belohnt, und eilte nun seiner Residenz zu, von großem Gefolge begleitet. Wie lang oder wie kurz sein Heimritt dauern mochte, läßt sich nicht so genau sagen, er war aber nur noch wenige Stunden Weges von seiner Hauptstadt entfernt, als er sich nebst seinen Begleitern im dichten Walde verirrte. Der König sandte sein ganzes Gefolge nach verschiedenen Richtungen aus, um den rechten Weg wieder ausfindig zu machen, er selbst ritt allein vorwärts. Da stand sein Pferd auf eimal still wie festgewachsen und war keinen Schritt weiter zu bringen. Der König trieb es mit der Peitsche an, spornte es, das half aber alles nichts, das edle Roß bäumte sich, schnaubte mit den Nüstern, fächelte mit den Ohren und wich nicht von dem Platze. „Donnerwetter!“ rief der König zuletzt ärgerlich, „welcher Satan hält denn mein Pferd fest?“

„Dieser hier!“ rief ein kleines Männchen, indem

es behend unter dem Pferde hervorsprang, es trug einen kurzen Frack, anliegende Höschen, Pantöffelchen mit Schnallen, ein dreieckiges Hütchen und einen kleinen Degen an der Seite. Es war ein sehr wohlerzogenes Teufelchen, der Hanswurst der Hölle, besonderer Liebling des Lucifer, und hatte dem Könige hier absichtlich aufgelauert, weil es einen Anschlag auf ihn hegte.

Der König wollte sich bekreuzigen und in sein Horn stoßen um das Gefolge herbeizurufen, aber siehe da! er konnte seine Hand nicht bewegen, und rief deshalb dem Teufel gebieterisch zu: „Laß mich augenblicklich los!"

„Ich will Dich schon loslassen, zuerst mußt Du aber meinen Willen thun! Du sollst mir Das verschreiben was Du nicht zurückgelassen hast, als Du dein Schloß verließest, wovon Du gar nichts weißt und was Du bei Deiner Heimkehr finden wirst."

Der König dachte, das, was er noch nicht gehabt hätte als er von Hause fortzog und wovon er gar nichts wüßte, könnte nur ein werthloses Ding sein; er nahm also Papier und Feder, welche ihm das Teufelchen reichte, schrieb auf, was ihm das Teufelchen diktirte, siegelte mit seinem Ringe und gab es dem Teufel so zurück; dieser verschwand auf der Stelle mit der Verschreibung und das Echo seines schrillen Gelächters tönte durch den Wald. Des Königs Pferd raffte sich zusammen und flog, wie vom Sturmwind

gejagt, pfeilschnell vorwärts, während der Fürst selbst in seine Silbertrompete schmetterte.

Einige Reiter des Gefolges hatten inzwischen den rechten Weg gefunden, trafen auf den Ruf der Trompete mit dem Könige zusammen und Alle verließen den Wald. Nach ein oder zwei Stunden ritt der König in seine Hauptstadt ein, wo ihn das Volk in Schaaren voll Jubel begrüßte, Mützen flogen in die Luft, Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Die Soldaten schossen alle Kanonen ab und die Besatzung präsentirte die Gewehre.

Als der König in den Vorhof seines Palastes eingeritten war, und nun abstieg und nach der Veranda eilte, trat ihm dort die Königin mit einem Kindlein auf dem Arme entgegen. Das Töchterchen war erst einen Monat alt, ein wahrhaftiges Engelchen mit rabenschwarzen Löckchen, blauen Äuglein, einer Stirne so hell wie der Mond, Lippen so rosig wie die Morgenröthe und Bäckchen so roth wie das Abendroth. Der König umarmte die Königin herzlich, küßte die kleine Prinzessin voll Freude und war ganz glücklich. In demselben Augenblick aber, wo er sein liebliches Töchterchen zärtlich in seine Arme nahm, kam ihm plötzlich sein Erlebniß im Walde in den Sinn. Er dachte an seine Verschreibung, errieth nun, welche List das Teufelchen gegen ihn geübt hatte und weinte bitterlich. Nachdem er der Königin alles erzählt hatte, konnten Beide von nun an die Erinnerung an die

unglückliche Begebenheit nicht mehr verbannen, so gern sie es gethan hätten; so oft sie ihr Töchterchen liebkosten, kam es ihnen von Neuem in das Gedächtniß, daß die Prinzessin von ihrem eigenen Vater dem Teufel verschrieben worden war, freilich ohne Wissen und Wollen.

Die Prinzessin, welche schon als kleines Kind so schön und lieblich gewesen, wurde immer schöner und als sie erwachsen war, wurde sie von aller Welt gelobt und gepriesen; Jeder sagte, daß seines Gleichen noch nie da gewesen sei, so lange die Welt steht, daß kein Auge Ähnliches gesehen, kein Ohr davon gehört, keine Feder es beschrieben hätte. Viele junge Prinzen, welche durch Tapferkeit und Schönheit berühmt waren, warben um ihre Hand, denn sie war auch durch alle Tugenden ausgezeichnet. Sie erwählte darunter einen zu ihrem künftigen Gemahl; dieser war so schön, daß man ihn, wenn er neben ihr stand, für ihren eigenen Bruder hielt. Nach gewohntem Brauch wurde Verabredung genommen, der Trunk ausgetauscht, die Verlobung gefeiert und zuletzt war der Hochzeitstag herangekommen. Die Prinzessin schmückte sich mit dem Brautkleide, bekränzte sich mit blühenden Myrthen und sandte ihre schöngeputzten Brautjungfern zu ihren Eltern, um sie zu benachrichtigen, sie wäre nun bereit.

Während sie ganz allein in ihrem Mädchenzimmer zurückblieb, trat sie vor den Spiegel, um sich noch einmal zu betrachten ehe sie Frau würde. Da sprang

das Gitter vor ihrem Fenster mit plötzlichem Knall auseinander, die Krystallscheiben klirrten und auf einmal stand mit ganz gehorsamster Miene vor der Prinzessin das Teufelchen im kurzen Frack, mit anliegenden Höschen, dreieckigem Hütchen und einem kleinen Degen an der Seite. Es zog die Verschreibung des Königs aus seiner Brusttasche und entfaltete sie vor der Prinzessin, während er sich tief verbeugte. Die Prinzessin erblaßte, ihre Arme wurden kraftlos, ihre Füße wankten und die Stimme auf ihren Lippen erstarb. Der Teufel packte sie mit beiden Händen, sauste wie ein Sturmwind mit ihr durch das Fenster und langte nach ein, zwei Stunden bei einer Hütte an, die auf Hühnerpfoten stand, ringsum mit unübersteiglichen Bergen umgeben und durch unergründliche Flüsse und Abgründe verschanzt war.

Inzwischen hatte man im Palast entdeckt, daß die Prinzessin Braut verschwunden war, Weinen und Schreien wurde laut, großer Schrecken bemächtigte sich des ganzen Schlosses und bald der ganzen Hauptstadt. Als das Volk die Trommeln wirbeln und die Glocken läuten hörte, stürzte Alles was lebte nach dem Palast und sobald die Leute erfuhren was vorgefallen war, geriethen sie außer sich. Viele eilten mit unbeschreiblichem Eifer sogleich zu Pferde oder zu Fuße in allen Richtungen fort, um dem Entführer nachzujagen und der Geraubten beizustehen.

Der König und die Königin, welche allein wußten

was der Vorfall zu bedeuten hatte, überließen sich still der Verzweiflung; ihre einzige Hoffnung war die Barmherzigkeit des Himmels, sie knieten nieder und beteten, indem sie unter Thränen ihre Schwermuth zu überstehen suchten. Der Bräutigam der Prinzessin aber stürzte mit geschwungenem Schwert ohne Spur und Kunde in die weite Welt hinaus und eilte in furchtbarer Verzweiflung sie zu suchen wohin sein Schicksal und seine Augen ihn führen würden.

Mittlerweile saß die Prinzessin in dem armseligen Häuschen das auf Hühnerpfoten stand und vergoß bittere Thränen. Der Teufel sah sie grimmig an und sagte: „Das ist und bleibt jetzt Dein Palast, Prinzessin, kehre ihn rein aus und fege ihn; nur den Ofen darfst du nicht abstäuben, dort soll Alles gerade so bleiben wie es jetzt ist. Ich gehe und lade meine Gäste ein.“

Der Teufel ging weg und die Prinzessin kehrte das Hüttchen rein, als sie aber an den Ofen kam, konnte sie sich nicht enthalten ihn abzustäuben. Ganz in dessen Ecke lagen fünf Ästchen von dürrem Reisig und sobald die Prinzessin den Staub und Schmutz von denselben abgekehrt hatte, fingen sie an sich zu bewegen, mit hellem Schimmer zu leuchten und auf einmal standen statt der fünf dürren Reiser fünf Lämmchen da, weiß wie Schnee.

„Schöne Prinzessin!“ riefen die Lämmlein alle zugleich, „Du weißt nicht was Du thust! Die Wohnung,



Prinzessin Goldhaar und die 7 Lämmlein.

Die Lämmlein liefen mit der Prinzessin so rasch sie konnten, bis ihnen auf einmal ein breiter unergründlich tiefer Fluß den Weg versperrte, da knieten alle zusammen am Ufer nieder und beteten mit gellender Stimme:

„Sieh, Gott, erbarmend unsere Noth,
Errette gnädig uns vom Tod,
Sonst sind wir verloren!"

Da fiel ein breiter grüner Gürtel vom Himmel nieder und streckte sich über den Fluß, von Ufer zu Ufer. Die Lämmlein liefen mit der Prinzessin darüber hin. Als sie am jenseitigen Ufer waren, hob sich der Gürtel wieder zum Himmel empor und die Lämmlein liefen weiter.

Eine Viertelstunde später kam der Teufel mit Beelzebub und Asmodi an den Fluß und weil er nicht hindurchschwimmen konnte, nahm er Beelzebub bei den Füßen und schob ihn bis zum anderen Ufer hinüber; dann ging er auf seinem Leibe nach der anderen Seite. Asmodi mußte diesseits zurückbleiben, während die beiden Andern fortfuhren die Flüchtlinge zu verfolgen.

Die Lämmlein liefen immer weiter. Auf einmal hörten sie den bösen Feind hinter sich, schon ganz nahe. Schnell verwandelten sie sich in einen Heuschober und versteckten die Prinzessin im Innern. Als der böse Feind zum Heuschober kam und nirgend mehr

eine Spur von den Lämmlein entdeckte, kehrte er um und schlug eine andere Richtung ein.

Die Lämmlein verwandelten sich nun wieder in ihre natürliche Gestalt und liefen lange, lange vorwärts, bis sie vor einen unermeßlichen Abgrund gelangten, über welchen nicht weiter zu kommen war. Da knieten sie abermals Alle nieder und beteten mit gellender Stimme:

„Sieh, Gott, erbarmend unsre Noth,
Errette gnädig uns vom Tod,
Sonst sind wir verloren!“

Da fiel ein breiter silberner Gürtel vom Himmel nieder, dehnte sich über den Abgrund hin und ließ die Lämmchen mit der Prinzessin über sich laufen, wonach er sich wieder zum Himmel erhob. Die Lämmlein liefen weiter.

Zehn Minuten nachher kam der Teufel mit Beelzebub an den Abgrund und weil er nicht hinüberspringen konnte, packte er Beelzebub bei den Füßen und schleuderte ihn der ganzen Länge nach bis zum jenseitigen Boden; dann ging er auf ihm hinüber; Beelzebub mußte zurückbleiben, der Teufel verfolgte aber die Flüchtigen weiter, die ihn bald hinter sich hörten. Da verwandelten sich die Lämmchen geschwind in eine Wachtbude und versteckten die Prinzessin unter dem Stroh.

Als der Teufel die Wachtbude erreichte, hatte er

die Spur der Lämmlein verloren und da er sie nirgend erblickte, kehrte er um und verfolgte eine andere Richtung.

Indem die Lämmlein mit der Prinzessin weiter liefen, kamen sie zu einem hohen Berge der den Weg versperrte, knieten alle nieder und beteten mit gellender Stimme:

„Sieh, Gott, erbarmend unsre Noth,
Errette gnädig uns vom Tod,
Sonst sind wir verloren!"

Da sanken fünf Paar goldene Flügel vom Himmel nieder und an jedes der Lämmchen wuchs ein Paar davon; alle schlugen mit den Flügeln und erhoben sich in die Lüfte bis zu den Wolken hinauf. Aus dieser Höhe erblickten sie den Teufel, welcher soeben vor dem Berge anlangte und in solche Wuth gerieth, als er die Prinzessin gerettet sah, daß er vor Zorn mit den Füßen gegen den Boden stampfte und an den Steinen nagte.

Jenseits des Berges ließen sich die Lämmlein zur Erde nieder, die Flügel flatterten nach dem Himmel zurück und die Lämmlein liefen auf breitem ebenem Wege weiter mit der Prinzessin. Unterwegs begegnete ihnen der Prinzessin Bräutigam, der sie mit großer Freude begrüßte, da er bisher überall vergebens nach ihr gespäht hatte; in seinem Geleit kamen Alle glücklich zu Hause an.

Als der König und die Königin ihre geliebte Prinzessin erblickten, thaten sie einen Jubelschrei und

schlossen sie mit solcher Zärtlichkeit in die Arme, daß alle vor Rührung weinen mußten die es mit ansahen. Nachdem die Prinzessin berichtet hatte was ihr geschehen war, zerriß der König die verhängnißvolle Verschreibung in Fetzen, verbrannte sie und streute die Asche in alle Winde.

Die guten Lämmlein befanden sich gar wohl im Königsgarten, wo sie saftiges Gras aßen, Honigseim tranken und von der Prinzessin täglich mit goldenem Kamme gekämmt wurden. Bei dem Hochzeitsmahle des Prinzen und der Prinzessin wurden die Gäste so üppig bewirthet und Allen im ganzen Lande ging es fortan so gut, daß es keine Feder beschreiben, kein Wort erzählen und kein Lied es singen kann.

Prinzessin Wunderjungfrau, der wackere Prinz und die unsichtbare Keule.

Es war einmal eine Königin, welche von zwölf Kammerfrauen bedient wurde. Da begab es sich, daß die Königin und ihre Zofen an ein und demselben Tage jede ein kleines Töchterchen bekamen; merkwürdiger Weise klang das Lallen der kleinen Prinzessin wie der Gesang eines Paradiesvogels, und wenn die Töchterchen der Kammerfrauen lallten, klang es wie Nachtigallstimmen. Als der König zum ersten Male

dies wunderbare Stimmchen seiner Tochter vernahm, wurde er nachdenklich; in demselben Augenblick füllte sich das ganze Gemach mit hellem Lichtglanz und die Wärterin sagte ihm, die junge Prinzessin hätte so eben ihre Äuglein aufgethan, die so hell leuchteten wie die Sonne.

Da lachte und weinte der König, er wußte nicht was er anfangen sollte vor Wonne. Als aber das Wunder in Stadt und Land bekannt wurde, hielten die Weisen Rath unter sich, begaben sich zum König und sprachen bekümmert: „König und Herr! dies nie erlebte Wunder ist nichts anderes als ein böser Zauber, welcher Dir und dem ganzen Lande mit schwerer Gefahr droht! Rette Dich und Dein Volk, laß alle diese Kindlein tödten, sonst folgt das Unheil nach!“ — Der König ließ sich bereden, den Vorstellungen seiner Räthe Folge zu leisten und gab Befehl, sein eigenes Töchterlein und die zwölf Kindchen der Zofen in das Meer zu werfen. Schon waren die Hofdiener im Begriff, dies grausame Gebot auszuführen, da öffnete sich die Thüre, die Königin stürzte herein, sank bleich wie der Tod zu des Königs Füßen und flehte ihn an, die kleinen Unschuldigen nicht zu tödten, sondern auf eine wüste Insel bringen zu lassen, wo sie der Vorsehung allein überlassen blieben.

Der König willigte in diesen Vorschlag. Nun wurde die neugeborene Prinzessin in eine goldene

Wiege gelegt, die zwölf Kindlein der Kammerfrauen aber in Wiegen von Erz, und Alle wurden von einem Schiffe, das weit ins Meer hinein segelte, nach einer entlegenen öden Insel gebracht und dort ausgesetzt, während sie sanft in ihren Wiegen schlummerten.

Als das Schiff nach dem Lande des Königs zurückgekehrt war, mußte dort Jedermann beständig an die Verlassenen denken. Niemand erfuhr ja fortan, ob die Königstochter und die Zofenkindlein vor Hunger und Frost zu Grunde gingen, oder ob die Thiere sie zerreißen, die Vögel sie zerhacken und der weiße Schnee ihre Ueberreste bedecken würden!

Von alledem geschah aber nichts, denn Gott ist der Vater der Waisen. Die Königstochter gedieh, sie wuchs nicht nur mit jedem Tage, sondern mit jeder Stunde, das Morgenroth weckte sie, Thau und Regen wuschen sie, die starken Winde strählten ihr Haar, der Abendstern rief sie zu Bette, die grünen Wälder lullten sie mit ihrem Rauschen ein, die nächtlichen Sterne hielten Wacht über sie, die Kaninchen erwärmten mit ihrem weichen Fell des Kindleins Körper, und die Bienen nährten es mit ihrem Honig. So erwuchs die Prinzessin zu einer Wunderjungfrau. Ihre Stirn war hell wie der Vollmond, ihre Purpurlippen glichen Rosenknospen und waren so honigsüß, daß jedes Wort, welches sie sprach, klang, als würden Perlen geschüttelt; man mußte immer lauschen. Und erst ihre Augen! Wenn diese Augen gnädig blickten,

hätte man in Wonne vergehen mögen, blickten sie aber in Unwillen, dann überkam Jeden Furcht und man fühlte sich zu Eis erstarrt.

Prinzessin Wunderjungfrau war nicht allein auf der Insel; mit ihr wuchsen die zwölf Töchter der Kammerfrauen auf, die alle holdselig und von schöner Gestalt waren und die Prinzessin als ihre Königin betrachteten. Bald wurde es in der Welt bekannt, daß auf dieser Insel so schöne Jungfrauen hausten, und viele junge Ritter mit ihren Mannen schifften dorthin, um zu sehen ob es sich wirklich so verhielte; die meisten blieben auf der Insel, wurden freiwillig Unterthanen der Prinzessin Wunderjungfrau und ließen sich dort häuslich nieder. Es dauerte nicht lange, so war eine prächtige Hauptstadt erbaut. Die Prinzen und Ritter waren in der Hoffnung gekommen und dageblieben, daß Prinzessin Wunderjungfrau einen von ihnen zu ihrem Gatten erwählen würde, aber sie schlug das Jedem ab. Diejenigen, welche sie in Demuth um ihre Hand baten, kamen unversehrt davon, einige Prinzen aber, welche sie abgewiesen hatte und die nachher mit einem Kriegsheer auf die Insel zurückgekehrt waren um die Prinzessin zu zwingen, büßten ihre Heere ein und wurden durch den unwilligen Blick der Prinzessin selbst zu Eis erstarrt.

Einst verließ der König Kostchje Knochenmann sein unterirdisches Reich, kam auf die Oberfläche der

Erde und blickte durch sein Fernrohr rundum. Er schaute nach und nach verschiedene Königreiche, Fürstenthümer und Sultansreiche, und auf einmal sah er die einsame Insel im Meere und auf derselben eine prächtige Hauptstadt. In dieser Hauptstadt erblickte er einen Marmorpalast, in welchem zwölf Kammerfrauen, schön wie Sterne, um ein Schwanenbette standen, auf dem die Prinzessin schlief und vor Schönheit leuchtete wie der Morgenstern. Prinzessin Wunderjungfrau schlummerte so sanft wie ein unschuldiges Kind; ihr träumte, daß ein junger Ritter in goldenem Helm auf wackerem Rosse anlangte, eine wuchtige Keule in der Hand trug und sprach: „Mit dieser Keule werde ich Dich beschützen!“

Der Kostchje Knochenmann sah die Prinzessin im Schlafe lächeln, sie gefiel ihm außerordentlich, sogleich warf er sich dreimal zur Erde nieder und stand bei dem dritten Male schon auf der Insel der Wunderjungfrau. Als die Prinzessin Kunde von dem ungeladenen Gast erhielt, welcher sich, zum Schrecken Aller die ihn sahen, auf ihrer Insel eingefunden hatte, sammelte sie ihr kriegerisches Heer und führte es gegen den Kostchje in das Feld. Der Knochenmann hauchte aber mit seinem vergifteten Athem auf das Heer, versenkte damit Ritter und Mannen in unüberwindlichen Schlaf und war schon im Begriff, die Wunderjungfrau mit seinen Knochenhänden zu ergreifen, als sie einen Blick voll Abscheu

auf ihn warf, bei dem er zu Eis erstarrte. Dann entfloh die Prinzessin eiligst in ihre Hauptstadt.

Kostchje blieb aber nicht lange ein Eisklumpen, sondern befreite sich aus diesem Zustande, sobald ihn der Blick der Prinzessin nicht mehr traf, nahm seine gewöhnliche Gestalt wieder an, stürzte ihr nach und versenkte alle Einwohner der ganzen Insel, der Hauptstadt und des Schlosses in tiefen Schlaf. Auch die drei jungfräulichen Wachen der Prinzessin schliefen ein, ihr selbst konnte er aber nichts anhaben, und da er die Kraft ihres Blickes fürchtete, umgab er nur ihr Schloß, das auf einem hohen Berge stand, mit einem eisernen Wall, stellte einen Drachen mit zwölf Köpfen als Wache vor das Schloßthor, sperrte die Prinzessin in den Palastthurm und wartete nun ab, daß sie sich ihm freiwillig ergeben sollte.

Tage und Wochen vergingen, Monate gingen herum und noch immer war es auf der Insel der Prinzessin Wunderjungfrau still und öde. Das ganze Volk lag in tiefem Schlafe, das Heer schlummerte im offenen Felde, die stählernen Rüstungen der Ritter wurden vom Rost zerfressen und die Ritter selbst wurden endlich vom Staube des Weges und vom wuchernden Unkraut ganz zugedeckt. Die zwölf Kammerfrauen schliefen in verschiedenen Zimmern, wo jede vom Zauber betroffen und niedergesunken war, und die einsame Prinzessin ging voll tiefem Kummer in ihrem kleinen Thurmzimmerchen hin

und wieder, rang die Hände, weinte sich die hellen Augen aus und zerriß ihre Schwanenbrust mit schmerzlichen Seufzern. Rings um sie her war Alles wie todt.

Von Zeit zu Zeit rief ihr Kostchje zu, sich zu ergeben. Da er es nicht wagte sich ihrem Zornesblick auszusetzen, blieb er draußen vor dem Thurme stehen, rief und bat den ganzen Tag lang, und versprach sie zur Königin seines unterirdischen Reiches machen zu wollen, wenn sie einwilligte seine Frau zu werden. Aber das half ihm Alles nichts. Die Prinzessin blieb immer stumm und bedrohte ihn mit ihrem Zornesblick. So traurig und unglücklich sie auch in ihrem einsamen Gefängnisse war, hoffte sie doch immer, daß der Ritter, welchen sie im Traum erblickt und der ihr versprochen hatte, sie mit seiner Keule zu beschützen, in Wirklichkeit als ihr Retter erscheinen möchte; sie glaubte seine stolze Stirn, seine hellen Augen, den vergoldeten Helm auf seinem Kopfe noch immer vor sich zu sehen und meinte, er müßte auf seinem wackeren Rosse angeritten kommen, die wuchtige Keule in der Hand. Weil sie nun Tag und Nacht an ihn dachte, blickte sie oft mit ihren blauen Augen zu den Wolken des Himmels empor und sang mit leiser Stimme:

„Wolken am klaren Himmelszelt,
Nicht so schnelle vorüber eilt!
Sagt mir wo mein Erretter weilt.

Wo er jetzt reitet durch die Welt?
Wolken, Ihr seht wie ich elend bin,
Sagt ob zu mir er wendet den Sinn?"

„Das wissen wir nicht," antworteten die Wolken, „frage lieber den Wind."

Da blickte sie in das offene Feld hinaus, erspähte einen Wind, der darüber hinlief und fing an zu rufen:

„O freier Wind, erbarm Dich mein,
Erlöse mich aus Noth und Pein,
Sag an wo mein Erretter weilt,
Wohin er seine Schritte lenkt,
Ob er nach meiner Insel eilt
Und ob er an mich denkt?"

„Das weiß ich nicht," antwortete der Wind; „frage lieber die Sterne, sie wissen mehr als ich!"

Da erhob die Wunderjungfrau ihre blauen Augen zum Abendhimmel und rief den Sternen zu:

„Sternlein, blinkende Sternelein
Blickt auf mein Auge voll Thränen
Stillt mein Hoffen und Sehnen,
Sprecht, wo mag mein Erretter sein?"

„Geh zum Mond," antworteten die Sterne, er ist der Erde näher als wir und deshalb weiß er auch besser was dort geschieht."

Da blickte sie mit ihren blauen Augen zum hellen Nachthimmel und rief zum Mond empor:

„Mond, Du Zierde der Nacht,
Strahlend in goldener Pracht,
Blickst Du vom Sternengezelt

Auf die schlafende Welt,
Sage, wann endet die Pein,
Wo mag mein Retter sein?"

„Ich weiß nichts von Deinem Retter, Prinzessin," antwortete der Mond, „bald wird aber die Sonne aufgehen und diese sagt es Dir ganz gewiß."

Die Sonne guckte Morgens aus dem Meere heraus; bis Mittag war sie an dem Thurm der Prinzessin angekommen und nun fragte diese:

„O Sonne, heller Sonnenschein,
Du Leuchte dieser Welt,
In meinen Kerker schau herein
Der mich gefangen hält.
Sag mir wo mein Erretter weilt,
Wohin er seine Schritte lenkt,
Ob er nach meiner Insel eilt
Und ob er an mich denkt?"

„Trockne Deine Perlenthränen, Prinzessin Wunderjungfrau," antwortete die Sonne; „lasse Dein verwaistes Herz froh sein, schon ist Dein Erretter auf dem Wege zu Dir, schon hat er aus der Tiefe des Meeres den Zauberring vom Korallenriffe geholt und sobald er diesen Ring auf seinen Heldenfinger steckt, werden Tausende von Kriegern erscheinen, ein Regiment nach dem andern, Reihe auf Reihe von Reitern und Fußsoldaten; die Trommeln werden wirbeln, die Trompeten blasen, die Säbel blitzen und die Fahnen wehen! Es wird mit Kanonen geschossen und das ganze Heer zieht geraden Weges

nach dem Reiche Koſtchje's, des Knochenmannes. Das würde aber nicht viel helfen, denn der Koſtchje würde ſein Heer und ihn ſelbſt beſiegen, man kann ihn nicht auf ſolche Weiſe überwinden. Ich, die Sonne, werde Deinem Ritter einen beſſeren Rath geben und hoffe, daß er Dich bald von dem Knochenmann und Dein Reich von der Verzauberung erlöſen wird. Aber nun muß ich weiter, lebe wohl!"

Die Sonne zog weiter bis ſie jenſeits des tiefen Meeres, jenſeits der hohen Berge in einem Reiche ſtille hielt, wo der Prinz, genannt der Wackere, im goldenen Helm auf ſeinem wackeren Roſſe ſaß, ſein Heer aufſtellte und ſich zum Marſch gegen Koſtchje den Unverwüſtlichen vorbereitete. Denn auch er hatte die Wunderjungfrau im Traume geſehen, und als er ſich nach ihr erkundigte und erfuhr, daß die weltberühmte Wunderprinzeſſin von Koſtchje dem Knochenmann gefangen gehalten würde, beſchloß er ſie zu befreien.

„Laſſe Dein Heer zurück," ſagte ihm die Sonne, „kein Heer der Welt kann den Koſtchje überwinden, keine Kugel thut ihm Schaden, Du kannſt die Prinzeſſin auf keine andere Weiſe befreien, als daß Du ihn todtſchlägſt."

„Wie kann man ihn denn todtſchlagen?"

„Das wirſt Du bei der Zaubermutter erfahren, und ich will Dir ſagen, wo das Pferd zu finden iſt

das Dich zu ihr hintragen kann. Gehe ostwärts bis Du zu einem grünen Felde kommst, auf welchem drei Eichen wachsen; zwischen diesen Eichen wirst Du einen eisernen Thurm erblicken, den ein eherner Ring umgiebt, und hinter diesem Thurme findest Du das Heldenpferd und die unsichtbare selbstschlagende Keule. Alles Uebrige mußt Du selbst erleben. Ich muß weiter, lebe wohl!"

Prinz der Wackere staunte, bekreuzigte sich, zog den Zauberring vom Finger und warf ihn in das Meer, worauf das ganze große Heer verschwand; es verwandelte sich in Dampf und keine Spur davon blieb übrig. Der Prinz wendete sich gegen Osten und trat seinen langen Weg an. Er ging einen Tag und noch einen Tag; am dritten Morgen kam er auf das grüne Feld und dort wuchsen drei Eichen, zwischen denen er in der Erde eine eiserne Fallthüre mit ehernem Ringe fand; er hob die Thür und erblickte eine Treppe die sich abwärts wand. Als er hinuntergestiegen war, traf er auf eine zweite Thüre von Eisen, welche mit einem centnerschweren Schlosse verwahrt war. Plötzlich vernahm er das Wiehern eines Pferdes, das so stark ertönte, daß die Thüre mit einem furchtbaren Krach einstürzte; im Nu sprangen noch elf andere Thüren auf, hinter welchen das Heldenpferd schon seit unvordenklichen Zeiten durch Zauber eingesperrt stand. Der Prinz pfiff und das Pferd bäumte sich rückwärts, die zwölf Ketten

womit es angeschmiedet war, sprangen alle auf einmal aus einander und es trabte heran, leicht, schön und stark. Seine Augen leuchteten wie Sterne, aus seinen Nüstern sprühte Feuer, seine Mähne war flockig wie eine Wolke, kurz, es war ein Pferd und doch kein Pferd — ein Wunderpferd. Sobald es vor dem Prinzen stand, fing es an zu sprechen und sagte: „Prinz, Du Wackerer, auf einen Reiter Deines Gleichen habe ich schon lange gewartet und will Dir ein treuer Diener sein. Setze Dich gleich auf meinen Rücken und nimm die unsichtbare, selbstschlagende Keule, welche an meinem Sattel hängt, in Deine Hand, Du brauchst nicht selbst damit zu schlagen, sobald Du es ihr befiehlst, wird sie allein ein ganzes Heer zerschlagen. Ich kenne alle Wege und Stege, sage mir nur wohin Du willst, und Du sollst gleich dort sein.“

Der Prinz erzählte ihm sein Vorhaben, nahm die unsichtbare, selbstschlagende Keule in seine Hand und sprang in den Sattel. Das Pferd wieherte, bäumte sich, schlug mit den Hufen gegen die Erde, daß sie zitterte und flog dann hoch empor über den rauschenden Wäldern, unter den segelnden Wolken, alles was ihm hinderlich war mit der Brust zermalmend. Es bedeckte die breitesten Flüsse mit seinem Schweife, sprang mit einem Satz über die höchsten Berge, schwamm über das tiefste Meer und wenn es über die Erde hinjagte wie ein Pfeil, knickte es

keinen Grashalm mit seinen leichten Füßen und wirbelte auf dem sandigen Wege keinen Staub auf.

Noch ehe die Sonne untergegangen war, langte Prinz der Wackere vor dem stillen Waldesgrunde an wo die Zaubermutter wohnte. Er ritt in den Wald hinein und bewunderte das hohe Alter der ungeheuren Eichen, Fichten und Tannen, die schwach vom Abendsterne beleuchtet waren. Im Grunde des Waldes herrschte tiefe Stille, als stünden alle Bäume im Schlafe; kein Blatt rauschte, kein Grashalm bewegte sich, nirgend war ein lebendes Wesen zu sehen, kein Vogel sang in den Zweigen, kein Käferchen summte in der Luft, kein Würmchen schlüpfte durch die Gräser. Nur der Hufschlag dröhnte inmitten dieser Grabesstille. Als der Prinz ein Häuschen sah, das auf Hühnerpfoten stand, hielt er sein Pferd an und rief:

„Häuschen auf den Hühnerpfoten,
Höre was Dir wird geboten,
Häuschen, Häuschen wende Dich,
Mit dem Rücken nach dem Walde,
Mit der Thüre gegen mich.“

Das Häuschen drehte sich langsam herum und wendete seine Thüre dem Prinzen zu; er stieg vom Pferde, trat hinein und fand drinnen die Zaubermutter, welche ihn fragte: „Wie bist Du hiehergekommen, Prinz der Wackere? Hieher, wohin bis jetzt noch nie ein lebendes Wesen gekommen ist?“

„Ei, frage mich nicht aus, nimm zuerst Deinen Gast freundlich auf.“

Die Zaubermutter besorgte ihre Wirthschaft, setzte dem Prinzen Speise und Trank vor, bereitete ihm ein gutes Lager, damit er nach dem weiten Wege recht ausschlafen könnte, und ließ ihn dann allein. Als er am nächsten Morgen aufwachte, erzählte er ihr von selbst, auf welche Weise und weshalb er gekommen war.

„Ja mein Prinz, Du hast Dir eine große und schöne That vorgenommen, ich werde Dich unterrichten wie der Tod des Kostchje zu erreichen ist, es giebt nur ein Mittel, ihn des Lebens zu berauben. Auf dem Meere schwimmt die Insel des ewigen Lebens; dort steht eine alte Eiche, unter welcher ein mit Eisen beschlagener Koffer vergraben ist; in diesem Koffer befindet sich ein Hase, unter dem Hasen liegt eine graue Ente und in dieser Ente steckt das Ei, in welchem der Tod Kostchje's des Unverwüstlichen eingeschlossen ist. Wenn Du dieses Ei zerschlägst, stirbt der Knochenmann auf der Stelle. Jetzt lebe wohl, Prinz der Wackere, geh mit Gott, Dein Pferd wird Dich schon führen.“

Der Prinz bestieg sein Pferd und pfiff; wie ein Pfeil stürzte es mit ihm vorwärts, bald verschwand der Waldesgrund hinter ihm und vor ihm breitete sich das weite Meer aus. Er hielt am Strande an; dort lagen die Netze der Fischer und in einem Netze

schnalzte ein Hecht, der sagte kläglich zum Prinzen, sobald er ihn erblickte: „Prinz, Du Wackerer, nimm mich aus dem Netz und wirf mich in das Meer, ich werde es Dir vergelten."

Der Prinz befreite den Hecht, warf ihn in das Meer und der Hecht plätscherte und verschwand.

Da blickte der Prinz über die weite See hin und sah ganz von fern, wie in einem Nebel, die Insel des ewigen Lebens grau herüberschimmern. Aber wie soll ich dorthin gelangen, dachte er, lehnte sich auf die Keule und überlegte.

„Worüber denkst Du nach, Prinz, Du Wackerer?" fragte das Heldenroß.

„Wie sollte ich nicht nachdenklich sein, wenn ich das Ziel eines weiten Weges vor mir sehe und nicht weiß, wie ich über den unermeßlichen Ocean kommen soll, der mich davon trennt?"

„Setze Dich nur wieder auf meinen Rücken, Prinz, und halte Dich recht fest."

Der Prinz sprang in den Sattel, flocht seine Finger in die Mähne und drückte seine Kniee kräftig gegen das Pferd. Es bäumte sich ein wenig rückwärts, dann stürzte es vorwärts wie ein Sturmwind und sprang mit solcher Gewalt in das Meer, daß ihm die Wellen über dem Kopf zusammenschlugen. Die aufgewühlten Wogen spritzten hoch auf und verschlangen den Verwegenen in ihre grundlosen Tiefen. Nach kurzer Zeit aber fing das schäumende Wasser an von

Neuem zu rauschen und der Reiter tauchte sammt seinem Pferde aus dem Abgrunde des Meeres wieder empor und schwamm durch die Wellen bis zur Insel des ewigen Lebens.

Die Sonne war im Untergehen begriffen, als Prinz der Wackere dort mit seinem Heldenpferde landete. Er nahm seinem Rosse das Zaumzeug ab, ließ es frei auf dem Felde grasen wo viel saftige Kräuter wuchsen, ging eilig dem Hügel zu, der am Strande stand und auf welchem die hundertjährige, breitästige Eiche wuchs, erfaßte sie mit seinen beiden Händen und versuchte sie auszureißen.

Die Eiche rührte sich nicht. Er riß zum zweiten Mal daran und die Eiche ächzte, während der Boden unter ihr erschüttert ward. Nun strengte der Prinz alle seine Kräfte an, riß zum dritten Mal und da stürzte die Eiche mit gewaltigem Krachen zur Erde, die Wurzeln, welche im Boden verborgen gewesen, drangen hervor wie Schlangen und wo die Eiche seit Jahrhunderten gestanden hatte, zeigte sich eine große Höhle.

In dieser Höhle fand der Prinz den mit Eisen beschlagenen Koffer, zog ihn heraus, zerschlug das Vorhängeschloß mit einem Stein, öffnete den Deckel und ergriff den darunter sitzenden Hasen, welcher schon im Begriff war zu fliehen, bei den Ohren. Da flog die graue Ente unter dem Hasen hervor und stürzte dem Meere zu; der Prinz schoß sie im Fluge und traf sie mit seiner Kugel. Sie quackte und

stürzte nieder; in demselben Augenblick fiel aber das Ei in das Meer.

Seufzend blickte der Prinz auf die Wellen, da erschien auf einmal der Hecht, tauchte unter in die unergründliche Tiefe, schnappte nach dem Ei und schwamm damit nach dem Strande, wo er es auf den Sand legte und dann in das Meer zurückschwamm.

Der Prinz hob das Ei auf, setzte sich auf sein Pferd und kehrte auf das feste Land zurück, von wo aus ihn sein Heldenpferd nach der Insel der Prinzessin Wunderjungfrau trug, und er in deren eingeschlummerte Hauptstadt ritt. Dort erblickte er bald den Marmorpalast, welcher auf einem Berge stand und mit hohen Wällen umgeben war, durch welche nur ein Thor zum Palaste führte; dieses Thor wurde aber von dem zwölfköpfigen Drachen bewacht. Sechse von diesen Drachenköpfen hielten Wache, während die sechs anderen schliefen, und weil sie unter einander abwechselten, waren sie stets bereit Jeden aufzufressen, der sich dem Thore näherte; Niemand konnte ihren furchtbaren Rachen entrinnen, denn Niemand vermochte dem Drachen etwas anzuhaben, da nur er allein sich den Tod geben konnte.

Der Prinz hielt vor dem Thor stille und befahl seiner unsichtbaren selbstschlagenden Keule, ihm freien Eingang in den Palast zu verschaffen. Die Keule stürzte sich auf den Drachen und fing an ihn so stark auf die Köpfe zu schlagen, daß alle seine Augen

sogleich mit Blut unterlaufen waren. Er selbst fing an zu zischen und seine zwölf Köpfe hin und her zu bewegen. Die zwölf Rachen öffneten sich, ein ganzer Wald von struppigen mit Krallen bewehrten Tatzen streckte sich abwehrend aus, das half aber Alles nichts, die Keule schlug und schlug immerzu und warf sich so geschickt bald dahin, bald dorthin, daß sie keinen der Köpfe verfehlte. Wohin sie traf, da zischte, stöhnte und brüllte jeder Kopf; sie hatte gewiß schon tausend Schläge ausgetheilt, das Blut strömte aus vielen Wunden und der Drache wußte sich nicht mehr zu helfen. Umsonst stürzte er von einer Seite zur andern, wälzte sich, winselte und wüthete; als in einem fort Schlag auf Schlag fiel, und er doch Niemand und Nichts sah was ihn so zurichtete, gerieth er in die äußerste Wuth, knirschte mit den Zähnen, spuckte Feuer aus, und griff mit den Rachen sich selbst an; die Köpfe verbissen sich ineinander, die Tatzen bohrten ihre Krallen ineinander ein, er riß sich nach allen Seiten hin in Stücke daß es nur so rauchte und dampfte, das Blut floß in Strömen, und auf einmal war der Drache todt.

Als der Prinz das gewahr wurde, ritt er in den Hof des Palastes ein, stieg ab, ließ das Pferd den Stall suchen und bestieg mit seiner Keule in der Hand die Wendeltreppe, welche zu dem Schloßthurm führte. Da erblickte ihn die Wunderjungfrau, welche am Fenster stand und rief ihm zu: „Prinz, Du

Wackerer, ich grüße Dich! Ich sah Dich mit dem Drachen kämpfen und freute mich als Du ihn überwunden hattest. Im Schlosse selbst ist aber der schlimmste Feind, der starke mächtige Kostchje; sei deshalb vorsichtig, denn er ist reich an Kräften und Zauberkünsten, und wenn Du zu Grunde gehst, will ich auch nicht mehr leben."

„O Prinzessin Wunderjungfrau, sei ohne Sorge um mich, ich halte den Tod des Kostchje hier in diesem Ei," sagte er. Dann erhob er seine Stimme und gebot: „Unsichtbare, selbstschlagende Keule, dringe in den Palast und schlage Kostchje den Knochenmann."

Die Keule schoß vorwärts, sprengte die eisernen Thüren und traf Kostchje so furchtbar auf den Nacken, daß er sich in einen Knäuel zusammenrollte, ihm Funken vor den Augen sprühten und es wie Mühlräder in seinen Ohren rauschte. Wäre er ein Mensch gewesen wie ein anderer, so würde er nie wieder die Augen geöffnet haben; aber es war ja Kostchje der Unverwüstliche! Er hielt den Schlag aus, raffte sich dann wieder auf seine Füße und blickte erstaunt um sich; woher war dieser unsichtbare Schlag gekommen? Da traf ihn die Keule zum zweiten Male und fing an, einmal nach dem andern auf ihn loszuklopfen wie auf einen Stein. Er schnellte in die Höhe, als wäre er mit siedendem Wasser begossen worden, wollte sich lebendig in die Mauer einbohren, konnte aber nicht von der Stelle, denn die unsichtbare Macht prügelte

ihn so furchtbar, daß er zuerst zischte wie eine Schlange, nachher schrie wie ein Stier und endlich so gewaltig brüllte, daß die ganze Insel von seinem Gebrüll widertönte. Zuletzt warf er einen Blick auf das Fenster und sah vor demselben den Prinzen stehen.

„Hoho! Das ist also Dein Werk!“ rief Kostchje, und stürzte auf den Hof hinaus um sich ihm gerade in das Gesicht zu werfen, ihn zusammenzurollen wie einen Hobelspahn und dann in Staub zu zermalmen. Aber der Prinz stand fest mit seinem Ei in der Hand und warf plötzlich das Ei gegen die Erde, der Dotter vermischte sich mit dem Weißen und in demselben Augenblick war Kostchje der Knochenmann todt.

Zugleich mit dem Tode des Zauberers verschwand die Verzauberung. Alles was auf der Insel war erwachte, raffte sich auf und begann die unterbrochenen Geschäfte zu besorgen. Das Heer erhob sich vom Boden, die Trommeln wirbelten, Soldat reihte sich an Soldat, Abtheilungen bildeten sich und marschirten nach der Hauptstadt, wo sie gerade vor dem Palast stehen blieben. Im Schlosse selbst herrschte aber große Freude. Prinzessin Wunderjungfrau ging dem Prinzen entgegen, reichte ihm ihre weiße Hand und dankte ihm aus gerührtem Herzen; sie begaben sich unter freundlichen Gesprächen nach dem Thronsaale. Die Kammerfrauen der Fürstin folgten ihrem Beispiel, schritten Hand in Hand mit den Truppenführern paarweise in den Saal und stellten sich neben dem

Thron auf, welchen die Prinzessin Wunderjungfrau und Prinz der Wackere einnahmen. Dann trat zu den weitgeöffneten Thüren der Priester herein, dem auf goldener Platte die Eheringe nachgetragen wurden. Prinz und Prinzessin schritten zum Altare, wurden miteinander getraut und nachher ward ein großes Gastmahl feierlich begangen. Zuletzt beschloß ein großer Ball den festlichen Tag mit Musik und Tanz, und Jeder, der dabei war, erinnert sich gern daran, wie lustig es dort zuging und wie fröhlich Alle waren.

Von der Prinzessin Schönchen, vom Prinzen Gutchen und vom Zwerge Kraftbart.

Mit Titelbild.

In einem fernen Lande jenseits der Berge und des Meeres lebte ein König, welcher eine so schöne Tochter hatte, daß kein Auge je Dergleichen sah, kein Ohr von Dergleichen hörte; deshalb wurde sie auch Prinzessin Schönchen genannt. Viele Prinzen wünschten sie zur Frau und ihre Wahl unter all ihren Freiwerbern fiel auf den Prinzen Gutchen. Beide knieten vor dem alten Könige nieder, damit er sie segnen möge, dann zog das Brautpaar mit großem Hochzeitsgefolge und zahlreicher Dienerschaft zur Kirche.

Die abgewiesenen Freier kehrten betrübt in ihre Länder zurück, darunter gab es aber Einen, welcher

so ergrimmt über die Weigerung der Prinzessin Schönchen war, daß er schwor sie mit Gewalt zu rauben. Derselbe hatte sich zwar an des Königs Hofe als schöner junger Prinz gezeigt, in Wirklichkeit war er aber ein Zwerg von sieben Zoll Höhe, mit sieben Spannen langem Barte und einem Buckel der sieben Centner wog. Da er ein großer Zauberer war und jede Gestalt annehmen konnte die ihm beliebte, verwandelte er sich am Hochzeitstage in einen Wirbelwind und lauerte dem festlichen Zuge auf. Während derselbe auf dem Wege vom Palaste nach der Kirche war, sauste der Sturmwind urplötzlich von seitwärts her, jagte Wolken von Staub auf, warf dem ganzen Hofgefolge und dem Könige, wie auch dem Prinzen Gutchen die Augen voll Sand, ergriff Prinzessin Schönchen und trug sie mit sich hoch in die Wolken. Als er weit von ihrer Heimath war, ließ er sich auf ein unzugängliches Felsengebirge nieder, flog in seinen Marmorpalast mit goldenem Dache und legte dort Prinzessin Schönchen auf dem Ruhebette eines prächtigen Gemaches nieder, worauf er seine gewöhnliche Zwergengestalt wieder annahm und fortging.

Die Prinzessin erholte sich nach einiger Zeit von der Ohnmacht, in welche sie vor Schreck gesunken war, blickte sich in dem prachtvollen Zimmer um und fand, als sie umherging und einen Ausgang suchte, daß sie gefangen war. Plötzlich besetzte eine unsichtbare Macht den Tisch mit Gefäßen und Geräthe

aller Art; Schüsseln und Teller, Bestecke und alles Übrige war von Gold und Silber und die vorhandenen Speisen dufteten so köstlich, daß sich die Prinzessin trotz ihrer Schwermuth nicht enthalten konnte etwas davon zu genießen. Sie kostete und aß dann nach Herzenslust.

Gleich darauf öffneten sich die Thüren und bewaffnete Mohren trugen auf einem großen Lehnstuhl den sieben Zoll langen Zwerg herein, dessen sieben Spannen langer Bart und sieben Centner schwerer Buckel der Prinzessin Abscheu einflößte. Er schlug ihr vor, seine Frau zu werden und sie wurde hierüber so erzürnt, daß sie ihm eine Ohrfeige gab, bei welcher es ihm in den Augen funkelte und seine Ohren zu sausen anfingen wie Mühlräder. Da schrie er mit so furchtbarer Stimme auf, daß die Wände des Palastes erzitterten, faßte sich aber gleich wieder, wandte sich um und wollte aus dem Zimmer laufen; da er sich aber in seinen langen Bart verwickelte, stolperte er und fiel auf der Schwelle nieder, wobei ihm das Käppchen entglitt, welches er in der Hand hielt.

Die Mohren hoben ihn auf den Lehnstuhl und trugen ihn fort, worauf die Prinzessin rasch zur Thüre sprang um den Riegel von innen vorzuschieben. Sie hob das rothe Käppchen auf, setzte es auf ihren Kopf und trat vor den Spiegel, um zu schauen wie sie damit aussehen würde; da bemerkte sie mit Erstaunen, daß kein Spiegelbild von ihr zum Vorschein

kam, sie nahm das Käppchen ab und sogleich erblickte sie sich wieder. Da merkte sie, daß es ein Zauberkäppchen war, welches unsichtbar machte und freute sich sehr. Sie setzte es gleich wieder auf und behielt es nun auf dem Kopfe.

Bald darauf kehrte der Zwerg zurück; die Thüre sprang mit Geknall auf. Diesmal kam er zu Fuß und hatte seinen Bart nach rückwärts über die Schultern geworfen. Als er weder sein Käppchen fand, noch die Prinzessin erblickte, errieth er was geschehen war und begann wie ein Besessener im ganzen Zimmer herum zu laufen und mit den ausgestreckten Händen überall nach der Prinzessin zu tasten, welche die Gelegenheit wahrnahm und durch die unverschlossene Thüre in den Garten flüchtete, der sehr groß und voll der auserlesensten Früchte war. Sie brach sich Obst von den Zweigen, schöpfte Wasser aus der Quelle und wurde darüber so fröhlich, daß die kraftlose Wuth des Zwerges ihr Spaß machte. Sobald er merkte, daß sie das Zimmer verlassen hatte, war er ihr in den Garten gefolgt und lief auch dort herum wie von Sinnen. Die Prinzessin bekam die größte Lust ihn zu necken, stellte sich dicht vor ihm hin, nahm im Nu das Zauberkäppchen ab und zeigte sich in ihrer Wunderschönheit, sobald er sie aber erhaschen wollte, bedeckte sie sich wieder mit dem Käppchen und sprang viel rascher von ihm fort, als er mit seinem schweren Buckel ihr nachkommen konnte. Voll Muthwillen warf sie Obstkerne

nach ihm, rief ihm Neckworte in das Ohr und lachte ihn aus, während sie wieder von ihm weglief. In einem solchen Augenblicke streifte ihr ein Ast den Kopf, das Käppchen glitt hinab und blieb an einem Stachelbeerstrauche hängen. — Da streckte der Zwerg hastig die Hände aus und ergriff mit der einen Hand die Prinzessin mit der andern das Zauberkäppchen.

In diesem Moment erschallte dicht neben dem Garten von der Spitze eines Berges das Schmettern einer zum Kampf herausfordernden Trompete drei Mal hinter einander. Der Zwerg, welcher einen Vertheidiger der Prinzessin nahe glaubte, zitterte vor Wuth und Grimm und hauchte sie an. Auf der Stelle schlief sie ein, er drückte ihr das Käppchen auf den Kopf um sie unsichtbar zu machen, dann ergriff er sein zweischneidiges Schwert und floh mitten in die Wolken, um von dieser Höhe herab mit einem Schlage die herausfordernden Ritter zu zermalmen.

Nun wollen wir aber sehen woher dieser Ritter gekommen ist. — Nachdem der Zwerg als Wirbelwind Prinzessin Schönchen geraubt hatte, war große Verstörung bei der Hochzeitsgesellschaft entstanden. Voll Schrecken eilte Vater und Bräutigam in verschiedene Richtungen, um überall zu forschen und nachzufragen. Vergebens ritten sie aber selbst umher, sandten Boten in alle Welt aus, Niemand hatte die Prinzessin gesehen, sie war so gänzlich verschwunden, als wäre sie in das Wasser gefallen. Der König

war ganz in Verzweiflung, und drohte endlich dem Prinz Gutchen, ihn zu tödten und sein väterliches Reich zu verwüsten, wenn er ihm seine Tochter nicht wieder verschaffte. Zugleich beschwor er laut, daß Derjenige, welcher ihm die Prinzessin Schönchen zurückführte, sie zur Frau erhalten und sein Erbe werden sollte, er möge sein wer er wolle.

Alle, welche dies Gelübde vernahmen, zogen nach allen Himmelsrichtungen aus, um sich wo möglich solchen hohen Preis zu verdienen.

In tiefer Schwermuth hatte auch Prinz Gutchen nochmals sein Pferd bestiegen und war ausgezogen, denn für ihn bedurfte es keiner Drohungen um ihn anzuspornen, seine liebe Braut zu suchen bis an das Ende der Welt. Er ritt und ritt, einen Tag, noch einen Tag und den dritten, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen. Am vierten Tag kam er an einen Kreuzweg und hielt still. Der Schlaf übermannte ihn plötzlich; er ließ sein Pferd grasen, legte sich auf den Rasen nieder, und war eben im Begriff einzuschlummern, als er ganz in der Nähe einen durchdringenden Schrei vernahm. Er fuhr auf und sah einen Hasen, der auf ihn zurannte und auf dessen Rücken eine Nachteule saß, die ihm mit ihren Krallen das Fell gepackt hielt. Der Prinz griff nach einem zunächst liegenden Kiesel und zielte so gut auf die Nachteule, daß sie von seinem Wurfe todt niederfiel. Da näherte sich ihm der befreite Hase, beschnüffelte ihm die Hände

wie ein zahmes Häschen und blieb bei ihm. Zu Prinz Gutchens großem Erstaunen wuchs auf einmal der glatte runde Stein, womit er die Eule getödtet hatte, vor seinen Augen zu einem Todtenkopfe, welcher zu sprechen begann und sagte: „Habe Dank Prinz Gutchen, für die Wohlthat, welche Du meiner armen Seele erwiesen hast! Ich habe einst hier an dieser Stelle das Verbrechen begangen mich selbst zu tödten und bin zur Strafe dafür verurtheilt worden, so lange auf dem Kreuzwege von den Füßen der Wanderer herumgestoßen zu werden, bis ich Jemandem das Leben gerettet habe. Schon seit 777 Jahren lag ich so verworfen und verstoßen und hätte noch Gott weiß wie lange so liegen müssen, wenn Du mich nicht glücklicher Weise gegen die Nachteule geschleudert, sie getroffen und so durch mich das Leben des armen Hasen gerettet hättest. Gönne mir nun auch noch die letzte Ehre, und bestatte mich hier auf diesem Platz, damit ich Ruhe finde bis zum jüngsten Tage; zum Dank dafür will ich Dich belehren, auf welche Weise man das weiße Zauberpferd mit goldener Mähne herbeirufen kann: Gehe bei passender Gelegenheit, oder wenn Du in Noth kömmst, in das offene Feld hinaus und rufe nach rückwärts, aber ohne Dich umzuschauen:

„Roß mit der Mähne von Gold so reich,
Nicht dem Pferde — dem Vogel gleich,
Nicht über Wiesen — über den Wind
Komme zu mir geschwind!“

Sobald der Kopf dies gesprochen hatte, flog ein blaues Flämmchen aus ihm empor, das war die erlöste arme Seele. Der Prinz bekreuzigte sich, grub ein Grab, bestattete den Todtenkopf, betete ein Vaterunser und trat dann mitten in das offene Feld, wo er die Worte rief, welche ihm der Kopf so eben gelehrt hatte.

Da blitzte und brauste es in der Luft, die Erde zitterte, und noch ganz in der Ferne zeigte sich ein Pferd, und doch kein Pferd — ein Wunderpferd! Dieser schimmernd weiße goldmähnige Renner lief so rasch wie ein Wirbelwind, aus seinen Nüstern sprudelte Feuer, aus seinen Augen sprühten Funken, und Wolken von Rauch dampften aus seinen Ohren. Es brauste heran, blieb vor Prinz Gutchen stehen und frug mit Menschenstimme: „Was befiehlst Du, Prinz?"

„Ich bin in der Noth — hilf mir!" sprach Gutchen, und erzählte dem Pferde Alles, worauf es erwiderte: „Schlüpfe in mein linkes Ohr und springe zum rechten wieder heraus."

Der Prinz schlüpfte in das linke Pferdeohr, sprang zum rechten hinaus und ward im selben Augenblick ein solcher Recke, wie kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört hat. Ein ganz mit Gold bedeckter Panzer umgab seine Brust, sein Stahlhelm war mit Silber verziert, an seiner Seite hing ein Heldenschwert und im Bügel steckte eine scharfe Lanze. Er selbst fühlte in sich solche Riesenkräfte, daß die Erde zitterte, sobald er mit dem Fuße dagegen stampfte. Klang

seine Stimme über das offene Feld, dann sauste es wie ein Sturm, und pfiff er im Walde, dann fielen die Blätter von den Bäumen.

Freudig sprach er zum Pferde: „Was soll ich jetzt beginnen?“

„Deine Braut, Prinzessin Schönchen,“ antwortete es, „ist vom siebenzölligen Zwerge mit dem sieben Spannen langen Barte und sieben Centner schweren Buckel geraubt worden. Dieser mächtige Zauberer wohnt jenseits von sieben Meeren in unzugänglichem Gebirge und ist einzig nur durch das von selbst tödtende Schwert zu überwältigen; dieses befindet sich aber in der strengen Hut seines Bruders, eines ungeheuren Riesenkopfes mit Basiliskenaugen. Dorthin führt uns jetzt unser Weg.“

Prinz Gutchen sprang auf das weiße, goldmähnige Roß, es bäumte sich, schlug mit den Hinterfüßen aus und stürzte vorwärts wie ein Pfeil, indem es mit seiner Brust jedes Hinderniß zermalmte. Kam es an reißende Flüße, dann warf es seinen eigenen Schweif als Brücke hinüber und gelangte so an das andere Ufer, über die höchsten Berge setzte es mit einem einzigen Sprung, über die Meere schwamm es so leicht wie eine Feder, und lief so rasch über die Wiesen und Felder, daß seine Füße keinen Grashalm umbogen und kein Sandkörnchen aufwirbelten.

Auf einer weiten, mit einer Menge verschiedener Knochen bedeckten Steppe hielt das Pferd plötzlich vor

einem Berge an, welcher sich hin und wieder bewegte und sagte: „Dieser bewegliche Berg, welchen Du vor Dir siehst, mein Prinz, ist nichts anderes als der Riesenkopf mit den Basiliskenaugen, und alle die hier umhergestreuten Knochen beweisen Dir, wie vernichtend sein Blick ist. Nimm Dich also in Acht! Eben jetzt hat die Sonnenhitze den Kopf eingeschläfert, und zwei Schritte von ihm liegt das von selbst tödtende Schwert, welches allein Deine Braut retten kann. Lege Dich so auf mich, daß Dein Kopf hinter meinem Halse und meiner Mähne vor seinem Blick beschützt bleibt, und wenn ich ganz nahe bin, dann neige Dich schnell und erfasse das Schwert. Ist es in Deinen Händen, dann kann Dir der Basiliskenblick nicht mehr schaden, das Leben dieses Riesenkopfes selbst ist damit in Deine Macht gegeben."

Das Pferd näherte sich nun dem Kopf, leise, leise, ohne das geringste Geräusch; Prinz Gutchen neigte sich, faßte mit raschem Griff das Schwert, schwang es hoch in der Luft und rief den Riesenkopf mit solcher Heldenstimme an, daß er plötzlich erwachte, und Gutchen mit seinem verpestenden Hauche anblies, während er zugleich aus den blutunterlaufenen Augen Blitze gegen ihn schoß. Sobald er aber sah, daß Prinz Gutchen das von selbst tödtende Schwert in der Hand hielt, rief er: „Ritter, wenn Dir Dein Leben lieb ist, wenn Du nicht unvermeidlichen Tod erleiden willst, dann fliehe von hier!"

„Prahle nicht so, Du Strohkopf!“ erwiderte der Prinz; „Dein Blick hat jetzt alle Kraft verloren und kann mir nichts schaden. Du bist es, der meinem Schwert erliegen wird; zuvor will ich aber wissen, welche Bewandtniß es mit Dir hat.“

„Es ist wahr, Prinz,“ sagte der Kopf, „ich bin jetzt in Deiner Macht — sei aber großmüthig, denn ich verdiene Dein Erbarmen. Höre meine Geschichte: Ich bin ein Ritter aus dem Stamme der Riesen und ohne das Mißtrauen meines Bruders wäre ich jetzt noch ganz glücklich. Dieser, Kraftbart genannt, wurde zur Schmach unseres Stammes als Zwerg geboren und ist ein Ungeheuer von Häßlichkeit; deshalb war er stets voll Neid auf meine Riesengestalt und haßte mich. Seine Haupteigenschaft ist ein ungeheurer Bart, welcher ihm Riesenkraft verleiht, und er bleibt so lange unbesiegbar, bis ihm Jemand diesen Bart abschneidet, was aber nur durch das Schwert vollbracht werden kann, welches Du jetzt in Händen hältst.

Da er mich zu vernichten wünschte, sagte er eines Tages zu mir: „Bruder, gewähre mir eine Bitte! Ich habe in den Zauberbüchern gelesen, daß jenseits der Berge, inmitten der weiten Steppe ein wunderbares Schwert vergraben ist, mit welchem ein fürstlicher Ritter dereinst uns Beide tödten wird. Könnten wir dasselbe ausgraben, dann würden wir diesem drohenden Unheil entgehen.“ — Ich stimmte zu, riß mit dem rechten Arm eine hundertjährige Fichte mit den Wurzeln

aus dem Boden und warf sie über die Schulter; auf den linken Arm setzte ich meinen Bruder und machte mich dann auf den Weg. Er zeigte mir den Platz, und ich habe hier auf dieser Steppe das von selbst tödtende Schwert aus der Erde gegraben. Nun erhob sich aber Streit unter uns, wem es gehören sollte, und nachdem wir uns eine Weile gezankt, sagte mein Bruder: „Ueberlassen wir die Entscheidung dem Loose, wir wollen Beide das Ohr gegen die Erde drücken, und wer zuerst Glockengeläute hört, dem soll das Schwert zufallen.“

Als er so gesprochen hatte, legte er sich auf den Boden, ich machte es eben so und lauschte, hörte aber nichts. Inzwischen hatte der Zwerg, mein Bruder, heimtückisch das Schwert ergriffen, und ließ mir von demselben den Kopf vom Halse trennen. Er gönnte meinem Körper nicht einmal die Bestattung, sondern ließ ihn liegen; derselbe ist längst mit Rasen überwachsen, weil mein Kopf aber mit übernatürlicher Kraft begabt war, hat ihn der boshafte Zwerg auf diese Steppe gebannt um das Schwert zu bewachen, und verlieh meinem Blick eine so böse Macht, daß ich wider Willen Jeden damit vergiften mußte der in meine Nähe kam. Nach vielen Jahrtausenden bist Du der Erste, welcher dies Schwert ergriffen hat! Ich flehe Dich an, schneide damit den Bart des Zwerges ab und zerhaue ihn vor meinen Augen in Stücke, auf daß ich Rache genieße!“

„Wohlan!“ sagte Prinz Gutchen, „Du sollst gerächt werden, und bald.“ Er wandte sich von dem ungeheuerlichen Riesenkopfe ab, seinem Rosse zu und rief: „Schneeweißes Wunderpferd mit goldener Mähne! Trage mich in das Reich des Zwerges Kraftbart, der sieben Zoll lang ist, einen sieben Spannen langen Bart und sieben Centner schweren Rücken hat!“

Das Pferd bäumte sich, schlug mit den Hinterfüßen aus und flog vorwärts bis es nach einem Tage oder zweien auf dem Gipfel eines gewaltigen Berges stehen blieb und sprach: „Dieser Berg umschließt das Reich des Zauberers Kraftbart, der sich mit Deiner Braut jetzt gerade in seinem Garten aufhält. Fordere ihn zum Kampfe heraus!“

Hierauf schmetterte Prinz Gutchen dreimal in seine Trompete.

Jetzt wissen wir, woher der Kampfesruf kam, in Folge dessen sich Zwerg Kraftbart mit seinem zweischneidigen Schwerte in die Wolken emporgeschwungen hatte, um von dort wüthend auf seinen Herausforderer niederzustoßen. Prinz Gutchen vernahm plötzlich ein Rauschen über sich, blickte in die Höhe und sah das Ungeheuer von Häßlichkeit wie einen Adler zwischen den Wolken schweben, aus denen es niederschoß, sein Schwert gerade auf ihn gerichtet. Der Prinz sprang zur Seite und der Zwerg fiel mit solcher Gewalt auf den Boden, daß er sich bis an den Hals in die Erde bohrte. Auf der Stelle schwang sich Gutchen vom

Pferde erfaßte den Bart des Zwerges, wickelte ihn um seine eigene linke Hand, und erhob mit der Rechten das von selbst tödtende Schwert.

Als der Zwerg wahrnahm, daß er es mit einem Helden ungewöhnlicher Art zu thun hatte, raffte er sich mit allen Kräften aus der Erde empor und schwang sich wieder aufwärts zu den Wolken. Der Prinz hielt aber mit seiner linken Hand den Bart ganz fest, und das Schwert, welches schon begonnen hatte ihn zu durchschneiden, schnitt weiter und weiter. Als es schon in der Mitte war, fing der Zwerg, dessen Kraft immer mehr abnahm je mehr sich seine Barthaare verminderten, an, um Erbarmen zu flehen."

„Lasse Dich wieder zur Erde hinunter, von welcher Du mich mit Dir in die Lüfte gerissen hast," sagte der Prinz.

Schnell ließ sich der Zwerg hinab. Prinz Gutchen schnitt ihm den Bart vollends bis zur letzten Haare ab, und band den Zwerg, nachdem dieser so um alle Macht und Kraft gekommen war, an seines Pferdes Sattel fest, nachdem er sich aus dem abgeschnittenen Barte einen Helmbusch gemacht und denselben an seinem Stahlhelm befestigt hatte.

Nun begab sich Prinz Gutchen in den Palast. Als die unsichtbaren Diener des Zwerges dessen Bart auf dem Helm des Prinzen erblickten, öffneten sie ihm Thor und Thüren und entfernten sich dann. Der Prinz stürzte in die Gemächer und als er dort seine

Braut nicht fand, eilte er in den Garten, durchspähte alle Wege und Gebüsche, rief die Prinzessin bei ihrem Namen, suchte endlich in jedem Winkel, konnte sie aber nirgends finden. Während er immer von Neuem vergebens von Ort zu Ort lief, streifte sein Fuß einmal zufällig das Zauberkäppchen; es fiel vom Haupte der Prinzessin Schönchen und sogleich erblickte er sie. Sie schlief noch immer, denn der Hauch des Zwerges hatte sie in so tiefen Schlummer versenkt, daß sie auch bei dem Freudenrufe ihres Bräutigams nicht erwachen konnte.

Da nahm er die Schlafende auf den Arm, steckte das Zauberkäppchen in die Tasche, setzte sich auf sein Pferd und nachdem dasselbe wie ein Pfeil mit ihm, der Prinzessin und dem Zwerge vorwärts geflogen war, stand er binnen wenigen Minuten wieder vor dem Riesenkopfe, welchem er den Zwerg sofort in den weitgeöffneten Rachen warf. Nachdem derselbe den Zwerg zermalmt hatte, ließ der Prinz auch den Kopf durch das von selbst tödtende Schwert in Stücke zerhacken und auf der ganzen Steppe herumstreuen, und wurde auf diese Weise die beiden gefährlichen Feinde zugleich los.

Nun ritt Prinz Gutchen mit Prinzessin Schönchen auf dem goldmähnigen Pferde weiter, bis er sich bei Sonnenuntergang auf demselben Kreuzwege befand, wo er das Wunderpferd herbeigerufen hatte.

Dieses sprach jetzt zu ihm: „Hier nehmen wir Abschied, mein Prinz! Dort auf der Wiese grast Dein eigenes Pferd, und Du bist von hier aus nicht mehr weit von Hause. Schlüpfe jetzt in mein rechtes Ohr und komme zum linken wieder heraus."

Der Prinz that so und wurde wieder Derselbe, welcher er früher gewesen. Er sah sein Pferd, rief ihm zu, und als es die Stimme seines Herrn vernahm, wieherte es ihm freudig entgegen und lief zu ihm hin. Von der Reise ermüdet, legte sich Prinz Gutchen, ehe er wieder in den Sattel stieg, ein Weilchen auf dem grünen Rasen nieder und schlief ein, denn es war spät in der Nacht.

Da kam einer jener Ritter, welche gleichfalls ausgezogen waren Prinzessin Schönchen zu suchen, des Weges und sah bei dem hellen Lichte des Mondes den Prinzen Gutchen und die Prinzessin schlafend auf dem Grase liegen. Sogleich beschloß er, sich dies zu Nutze zu machen, hob Prinzessin Schönchen sachte auf sein Pferd und ritt mit ihr zum König, ihrem Vater. Als dieser seine Tochter erblickte, eilte er voll Freude vor den Palast hinaus, sie in Empfang zu nehmen; nachdem er aber ihren tiefen Schlaf bemerkt hatte, aus dem sie selbst ihres Vaters herzliche Umarmung nicht erwecken konnte, fragte er den Ritter erstaunt, was dies zu bedeuten hätte?

„Ich weiß es selbst nicht, mein König!" sagte

der Ritter. „Nachdem ich die Spur Deiner Tochter bis zu einem Zauberer verfolgt und sie aufgefunden hatte, habe ich ihn im Kampfe besiegt und die Prinzessin wiedergewonnen; sie war aber schon damals in eben so tiefen Schlaf versunken als jetzt.

Inzwischen war Prinz Gutchen erwacht, und fühlte einen heftigen Schmerz in der Brust, denn der Ritter hatte ihn, ehe er mit der Prinzessin weg ritt, einen tiefen Degenstich versetzt. Er fühlte sich todtmatt und fast ohne es zu wissen sang er im Sterben halblaut die Worte vor sich hin:

„Roß mit der Mähne von Gold so reich,
Nicht dem Pferd — dem Vogel gleich,
Nicht über Wiesen — über den Wind
Komme zu mir geschwind!“

Da dröhnte es über das Feld und das schneeweiße, goldmähnige Wunderpferd stand im Nu bei dem Prinzen. Er war aber schon todt. Windesschnell, wie es gekommen war, flog das Pferd nun auf den Berg des ewigen Lebens und schöpfte aus den drei Quellen, welche dort fließen, Wasser der Kraft, Wasser des Todes und Wasser des Lebens, worauf es zum erstochenen Prinzen zurückkehrte. Es besprengte ihn mit dem Wasser des Todes und der kalte Körper erwärmte sich. Dann spritzte es Wasser der Kraft auf ihn und die tiefe Wunde heilte zu. Als es ihn zuletzt mit dem Wasser des Lebens besprengte, öffnete

der Prinz die Augen und sagte: „O wie habe ich so gut geschlafen!“

„Ohne mich hättest Du den ewigen Schlaf geschlafen,“ sagte das goldmähnige Pferd. „Dein Nebenbuhler hat Dich erstochen, Dir Prinzessin Schönchen geraubt und sich bei ihrem Vater als ihr Erretter ausgegeben. Fürchte aber nichts, denn sie schläft, und Du allein kannst diesen Zauber brechen, indem Du ihre Stirne mit dem Bart des Zwerges berührst. Mache Dich jetzt auf den Weg und komme wohl und gesund nach Hause. Ich muß an einen andern Ort.“ Mit diesen Worten verschwand das Pferd in so raschem Fluge wie ein Pfeil.

Der Prinz bestieg sein Pferd, setzte das Zauberkäppchen auf und ritt ungesehen dem Königsschlosse zu. Nach ein, zwei, drei Tagen kam er um die Mittagszeit bei der Hauptstadt an und fand dieselbe ringsum von feindlichen Truppen belagert, welche schon drei Verschanzungen eingenommen hatten und nun die Stadt selbst bedrohten, deren Vertheidiger schon zur Hälfte vernichtet waren und die auf den Punkte stand sich zu ergeben.

Prinz Gutchen stürzte sich, das von selbst tödtende Schwert in der Hand, das Zauberkäppchen auf dem Kopfe, gegen den Feind. Schlug er mit dem Schwerte links, so fielen die Truppen um wie ein Stück Holz, schlug er rechts, wurden sie niederge-

mäht wie Gras, und so vernichtete er immerfort die Belagerer, bis der Rest des Feindes entfloh.

Von Niemand bemerkt ritt Prinz Gutchen in die hocherfreute Hauptstadt ein, gelangte in den Palast des Königs und mischte sich unter die Ritter, welche der König zusammengerufen hatte um zu erforschen wie es zugegangen sei, daß der Feind sich plötzlich in so unglaublicher Weise aufgelöst hatte und auseinander geströmt war. Von den Thürmen der Stadt aus war gesehen worden, daß ein Schwert in unsichtbarer Hand das ganze feindliche Heer vernichtet und zersprengt hatte. Niemand wußte aber hierüber Auskunft zu geben.

Da nahm Prinz Gutchen das Zauberkäppchen vom Kopfe, zeigte sich inmitten der versammelten Ritter, fiel dem Könige zu Füßen und sprach: „König und Vater, ich bin es, der die Feinde geschlagen hat. Wo ist aber meine Braut, welche ich aus der Gewalt des siebenzölligen Zwerges Kraftbart mit dem sieben Spannen langen Barte und sieben Centner schweren Höcker befreit habe? Sie ward mir verrätherisch geraubt! Führe mich zu ihr, damit ich sie aus ihrem Zauberschlaf erwecke."

Sobald der lügnerische Ritter dies hörte, machte er sich sogleich aus dem Staube. Kaum hatte Prinz Gutchen die Stirn der Prinzessin Schönchen mit dem abgeschnittenen Zwergbarte berührt, als sie erwachte,

mit den leuchtenden Augen um sich blickte und verwundert fragte, was mit ihr vorgegangen sei.

Der König umarmte und küßte sie, und noch an demselben Tage ward ihre Hochzeit mit Prinz Gutchen feierlich begangen. Der König schenkte dem Brautpaar die Hälfte seines Reiches und es wurden so prächtige Feste gefeiert, daß kein Auge jemals früher gesehen und kein Ohr gehört hat, wie man dort aß und trank und sich freute.

Inhalt.

Russische Märchen.

Polnische Märchen.

Erzählungen für 7 bis 10. Jahre.

Enslin, Lustige Geschichten. Belehrend und erheiternd. 12⁰. In gepreßtem Einband. M. 2,75.

Zwei Auflagen.

Enslin, Lichtbilder aus dem Kindesleben. Mit 8 schön colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. M. 2,50.

Drei Auflagen.

Godin, Märchen von einer Mutter erdacht. Mit colorirten Stahlstichen. Eleg. gebund. gr. 8⁰. M. 4,50.

Vier Auflagen.

Hahn, Der erzählende Vater. Bildende Erzählungen mit colorirten Bildern. 12⁰. In gepreßtem Einbande. M. 3,00.

Vier Auflagen.

Haltaus, Ernst, Kleine Geschichten aus dem frühesten Kindesalter für kleine Kinder von 4 bis 8 Jahren. Mit colorirten Bildern. 16⁰. M. 2,50.

Fünf Auflagen.

Haltaus, Sinnige Erzählungen. Mit colorirten Bildern. 12⁰. In gepreßtem Einband. M. 2,75.

Zwei Auflagen.

Hanisch, Hundert kurze moralische Erzählungen mit 8 color. Bildern. 16⁰. In gepreßtem Einband. M. 3,00.

Fünf Auflagen.

Hoffmann, Franz, Geschichtenbuch für die Kinderstube. Mit colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. M. 3,00.

Sechs Auflagen.

Hoffmann, Franz, Die erzählende Mutter. Mit color. Bildern. In gepreßtem Einband. M. 3,00.

Acht Auflagen.

Kühn, Anekdoten und Erzählungen meist historischen Inhalts. Mit color. Bildern. In gepreßtem Einband. M. 2,75.

Drei Auflagen.

Memmler, Louise, Kleine Geschichten. Mit color. Bildern. In gepreßtem Einband. M. 2,75.

Naveau, Einfache Erzählungen aus dem Kinderleben. Mit colorirten Bildern und Holzschnitten. In gepreßtem Einband. gr. 8°. M. 3,50.

Zweite Auflage.

Erzählungen für 11 bis 15 Jahre.

Harrer, Erzählungen für Mädchen und Knaben reiferen Alters mit schön colorirten Bildern. gr. 8°. In gepreßtem Einband. M. 3,00.

Drei Auflagen.

Helm, Märchen. Mit colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. M. 4,00.

Zwei Auflagen.

Hoffmann, Franz, Abenteuer aller Arten und Orten. Mit colorirten Bildern. 12°. M. 2,50.

Zweite Auflage.

Erste Auflage erschien bei Hallberger.

Hoffmann, Franz, Häusliche Abende.
Inhalt: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand. Den Gerechten wird Gutes vergolten. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. 12°. gebunden. M. 2,00.

Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Erheiterungen.
Inhalt: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Die Rache ist mein, ich will vergelten. Segen des Wohlthuns. 12°. gebunden. M. 1,50.

Drei Auflagen.

Hoffmann, Franz, Beliebte Erzählungen.
Inhalt: Geschwisterliebe. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Des Herrn Wege sind wunderbar. 12°. geb. M. 1,50.

Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Feierstunden.
Inhalt: Ein armer Knabe. Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen. Kindesliebe. 12°. gebunden. M. 1,50.

Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Reinicke Fuchs. Für die Jugend neu bearbeitet. Mit colorirten Bildern. gr. 8°. M. 3,00.
Sechs Auflagen.

Hoffmann, Franz, Deutsche Sagen, neu für die Jugend bearbeitet. Mit colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. M. 4,00. **Sechs Auflagen.**

Hoffmann, Franz, Kleines Sagenbuch. Ein Nachtrag zu der größeren Sammlung. Mit color. Bildern. M. 2,50.
Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Deutsche Volksmärchen. Mit color. Bildern. 12°. M. 1,75.
Sechs Auflagen.

Kühn, Zeitbilder in Anekdoten. Mit colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. 12°. M. 2,75.

Löhr, Großes Märchenbuch. Neu geordnet von **Gustav Harrer.** M. 3,00.
Zweite Auflage.

Memmler, Louise, Erzählungen. Mit colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. M. 3,00.

Paul, M., Die neue Sphinx. 500 Räthseldichtungen. M. 3,00.

Rebau, vollständige Naturgeschichte des Thierreichs nach den neuesten und klarsten Eintheilungen. Gänzlich umgearbeitet und stark vermehrt von **Eduard Brandt.** Mit 106 color. Abbildungen und 93 Holzschnitten. gr. 8°. geb. M. 3,00.
Fünf Auflagen.

Ritter, G. A., Thiergeschichten für die reifere Jugend. Mit colorirten Bildern. In gepreßtem Einband. M. 3,00.
Zweite Auflage.

Walter, Großes Anekdotenbuch für die reifere Jugend. M. 2,75.

Märchenbücher.

Für 3 bis 6 Jahre.

Fränkel, Thierfabeln für ganz kleine Kinder. gr. 4°. M. 2,50.
Zweite Auflage.

Leidesdorf, Märchen für kleine Kinder mit colorirten Bildern. gr. 8°. Elegant gebunden. M. 3,00.

Für 7 bis 10 Jahre.

Godin, Märchen von einer Mutter erdacht. Mit color. Stahlstichen. Eleg. gebunden. gr. 8°. M. 4,50.

Vier Auflagen.

Für 11 bis 15 Jahre.

Helm, Märchen. Mit colorirten Bildern in gepreßtem Einband. M. 4,00.

Zwei Auflagen.

Hoffmann, Franz, Reinecke Fuchs. Für die Jugend neu bearbeitet. Mit colorirten Bildern. gr. 8°. M. 3,00.

Sechs Auflagen.

Hoffmann, Franz, Deutsche Sagen, neu für die Jugend bearbeitet. Mit color. Bildern. In gepreßtem Einband. M. 4,00.

Sechs Auflagen.

Hoffmann, Franz, Kleines Sagenbuch. Ein Nachtrag zu der größeren Sammlung. Mit color. Bildern. M. 2,50.

Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Deutsche Volksmärchen. Mit color. Bildern. 12°. M. 1,75.

Sechs Auflagen.

Löhr, Großes Märchenbuch. Neu geordnet von **Gustav Harrer.** M. 3,00.

Zweite Auflage.

Lesebücher, ohne Bilder und wohlfeil.

Hoffmann, Franz, Häusliche Abende.
Inhalt: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand. Den Gerechten wird Gutes vergolten. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. 12°. gebunden. M. 2,00.

Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Erheiterungen.
Inhalt: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Die Rache ist mein, ich will vergelten. Segen des Wohlthuns. 12°. gebunden. M. 1,50.

Drei Auflagen.

Hoffmann, Franz, Beliebte Erzählungen.
Inhalt: Geschwisterliebe. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Des Herrn Wege sind wunderbar. 12°. geb. M. 1,50.
Vier Auflagen.

Hoffmann, Franz, Feierstunden.
Inhalt: Ein armer Knabe. Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen. Kindesliebe. 12°. geb. M. 1,50.
Vier Auflagen.

Löhr, Großes Märchenbuch. Neu geordnet von **Gustav Harrer.** M. 3,00.
Zwei Auflagen.

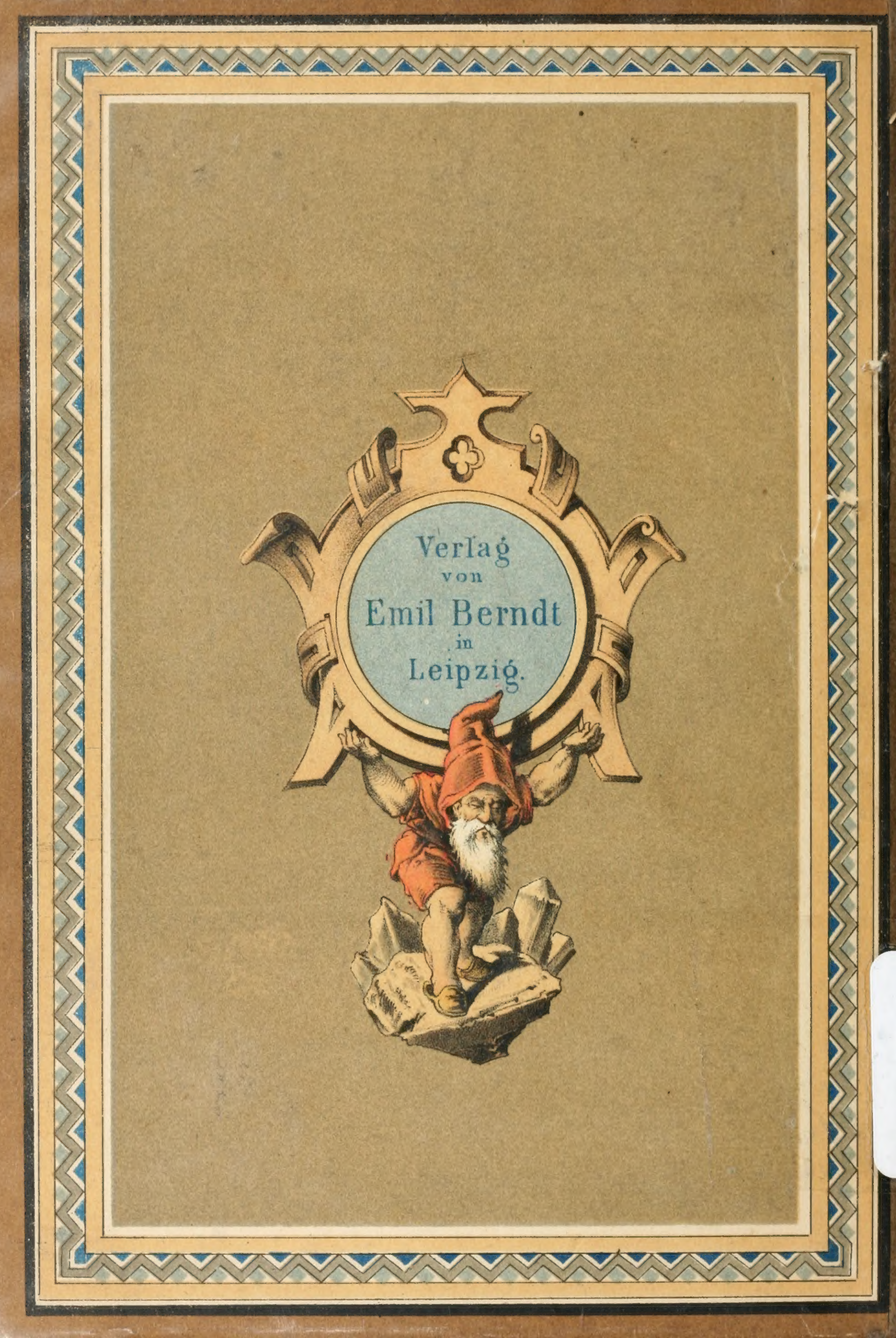
Walter, Großes Anekdotenbuch. M. 2,75.

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig






CoLibrì
COVER BOOK SYSTEM


Verlag
von
Emil Berndt
in
Leipzig.